3. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 2



Kattowitz, den 13. Januar 1934

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr. Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegenoenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kyżia, Chełm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Ak., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile im Anzeigenteil 0.10 zł, die 3-gespaltene mm-Zeile im Textteil 0.50 zł. Rabatt laut Tarif. Für das Erscheinen von Anzeigen in einer bestimmten Nummer wird keine Gewähr übernommen.

Gang durch den winterlichen Wald

Ein prickelnder Eiswind faucht über die Rodung, wirbelt den pulvrigen Schnee auf, daß es in der Luft stiebt und flimmert. Dann springt er das Stangenholz an wie eine kläffende Rüde den Keiler. Das kracht und ächzt im Gezweige der alten Fichten; sie wiegen ihr hoheitsvolles Haupt bedächtig hin und her und sind dem rauhen Kerl im Grunde gar nicht übel gesonnen, weil er das schwere Schneetuch herunterfächelt von ihren müden Schultern. Aber plötzlich ist er weg, der pfeifende, heulende Bruder. Leise verrieselt der glitzernde Wirbel, klar wird die Luft, und die weichen Umrisse des stillen Winterwaldes geben sich weihevoll die Hand.

Blau ist der Himmel, blau ist der Schnee, blau ist's in der Dickung, und blau sind die fernen Waldhöhen. So wunderbar rein erstrahlen die Dinge, so feierlich ist die Stille mit einem Male, daß einem der Atem vor lauter Ehrfurcht plötzlich stockt. Wie tausend Goldflügel schwirren glühende Sonnenstrahlen über das Land, das gleißt und flimmert allüberall; zwischen hohen Stämmen, auf weiten Fluchten und im schneebedeckten Gezweige.

Lautlos gehe ich über den weiten, weichen Grund. Jeder Fichtenstamm wird zum Erlebnis, jedes kristallbehangene Ästchen zum anbetungswürdigen Gotteszeugnis. Ein heiserer Vogelschrei durchbricht jäh die Stille, daß es dumpf im Stangenort widerhallt. Jetzt flattert ein dunkler Schatten im Geäst auf, ein Schneefall stiebt herab. Nun zeigt der Eichelhäher seine grauweißblaue Buntheit wenige Augenblicke, um wieder als großer Schatten kreischend und schimpfend durch hohe Wipfel zu streichen. Ein graues Häslein macht Kegel in der Dickung hinterm zugefrorenen Wegbug. Jetzt eräugt's den seltsamen, wandelnden Pfahl und geht mit nicht allzu ängstlichen Hopsern ab über den verfrornen Fließ. Da drüben surrt ein erschrecktes Eichhörnchen laut und ärgerlich den Stamm hinauf, blitzt den Eindringling mit schwarzen Knopfaugen an und tut seine Silberlunte über den Huckebuckel, daß es just ausschaut wie der Waldfee lustigster Gnom.



Torpedoschießübung der amerikanischen Marine

Die Besatzung eines amerikanischen Kriegsschiffes bringt nach einer Schießübung im Stillen Ozean einen wiedereingefangenen Torpedo an Bord.

Wo der Weg rechts mit steilem Gefälle abbiegt und ein lichter Birkenstreifen mit feinen, unzähligen Frostfingern das Himmelsblau durchädert, dort wird der Blick frei nach dem Grunde der Holzmühle. Wie ein Pfefferkuchenhäusel liegt sie drinnen im Tal, und dahinter ist wieder ein Berg, schwarz und blau und dick bestreut mit Zucker.

Klingt da nicht ein leises Glöcklein im Grunde der Seele? Was ist es denn eigentlich, was so seltsam singt und klingt da drin in der Brust? Gibt es denn kein Wort, das ein Schlüssel wäre zu jenem schmerzhaft süßen Geheimnis?

Heimat! Winterwald! Du trautes Tal an der Holzmühle! Einstmals, ach, da war ich dir so nah, so nah! Ein Kind war ich noch, aber wie gut fand ich mich zurecht im Märchenhaften, kein Rätsel war mir das Glück und kein Problem der Seele.

Politische Umschau

25 000 Militärflugzeuge für England

Lord Rothermere fordert in einer Neujahrsbotschaft die Leser seines Blattes auf, den Vorsatz zu fassen, Großbritannien gegen Luftangriffe zu sichern. Er geht aber jetzt über seine bisherigen Forderungen hinaus. Während er bei Beginn seiner Luftschutzpropaganda 3000 bis 4000 Militärflugzeuge für Großbritannien gefordert hatte und dann 5000, wird nach seiner heutigen Kundgebung England

binnen drei Jahren 25 000 Militärflugzeuge

zu seiner Verteidigung brauchen. Die französische Luftstreitmacht sei zahlenmäßig drei- bis viermal so stark wie die britische.

Skandal im Saargebiet

Unterschlagungen des Marxistenführers Max Braun

Im Saargebiet ist es zu einem großen politischen Skandal um den Marxisten- und Separatistenführer Max Braun, dem Herausgeber des berüchtigten Hetzblattes „Deutsche Freiheit" und der „Volksstimme" gekommen, der auf das ganze Gefüge der saarländischen SPD übergegriffen hat. Aus Kreisen der Sozialdemokratie des Saargebiets, die bisher hinter Max Braun gestanden, verlautete schon seit einigen Tagen, daß Braun in eine große Unterschlagungsangelegenheit verwickelt sei und seine Stellung nur zur persönlichen Bereicherung ausgenutzt habe. Es wurden schwere Anschuldigungen gegen Max Braun erhoben und seine sofortige Entfernung gefordert. Inzwischen sind diese Dinge auch in der Oeffentlichkeit bekannt geworden. Es bestätigt sich, daß Braun tatsächlich große Unterschlagungen begangen hat. Die „Volksstimme" erhielt als Ausgleich für den von der saarländischen Wirtschaft gegen sie verhängten Anzeigenboykott vom Internationalen Gewerkschaftsbund in Paris große Entschädigungen. Im Juli d. J. wurde eine Gesamtsumme von 350 000 Franc an Braun gezahlt, vom Juli ab ein monatlicher Zuschuß von 20 000 Franc. Diesen monatlichen Zuschuß hat Braun seit Juli nicht abgeführt, sondern in seine eigene Tasche gesteckt. Er hat also 100 000 Franc zum Schaden seines Blattes unterschlagen. Am 11. Dezember kam es zu einer stürmischen Aufsichtsratssitzung seines Blattes in Saarbrücken, an der Braun nicht teilnahm und Geschäftsführer Klopfer von der „Volksstimme" dem Aufsichtsrat von den Unterschlagungen Brauns Kenntnis gab. Braun erfuhr davon und begab sich sofort nach Paris zum Büro des Internationalen Gewerkschaftsbundes, um die Angelegenheit zu ordnen. Als Klopfer davon erfuhr, reiste er Braun nach, um in Paris den Vertuschungsmanövern des Braun zu begegnen. Die Versuche, die Angelegenheit zu unterdrücken, waren jedoch vergeblich, da inzwischen weite Kreise davon erfahren hatten. Der saarländische Separatistenführer Max Waltz, der vor einiger Zeit einer Unterschlagung von 20 000 Franc von seinen eigenen Gesinnungsgenossen überführt wurde, dürfte nunmehr vor Neid erblassen, daß sein Kollege Max Braun ihn auch hierin wiederum übertraf.

Englische Sicherheitsmaßnahmen in Indien

Srinagar wird militärischer Stützpunkt

Die britische Regierung beabsichtigt, gemeinsam mit der Regierung für Indien einen neuen und starken militärischen Stützpunkt in Indien zu errichten, um der indischen Grenze weitere Sicherheit zu geben. Als Stützpunkt sei Srinagar, die Hauptstadt von Kaschmir in Aussicht genommen. Falls die im Gange befindlichen Verhandlungen erfolgreich seien, würde Kaschmir die Stadt Sialkot als Hauptstadt erhalten.

Anlaß zu diesen Plänen gebe die zunehmende Unruhe in Chinesisch-Turkestan, die Furcht vor Unruhen in Tibet infolge des Todes des Dalai Lama und die Möglichkeit, daß chinesische Aufständische die Regierungstruppen besiegen und die Herrschaft über ausgedehnte Strecken chinesischen Gebietes erlangen könnten.

Neuer Konfliktstoff im Fernen Osten

Eingreifen der konsularischen Vertreter

Im Fernen Osten sind neue Konflikte zu befürchten. Der chinesische General Liukweitan, der in den Kämpfen der vergangenen Wochen zu den Japanern mit seiner Truppe übergetreten war, hat sich unter Nichtachtung des abgeschlossenen Waffenstillstandes selbständig gemacht und führt mit seiner Truppe Streifzüge in der entmilitarisierten Zone durch. Das hat zunächst zur Folge gehabt, daß die chinesische Regierung ihrerseits Truppen aufgeboten hat, um den rebellischen General zurückzudrängen. Die chinesische Regierung hat sich auch zugleich an die Vertreter der ausländischen Mächte mit der Empfehlung gewandt, die fraglichen Gebiete nach Möglichkeit von den betreffenden Staatsangehörigen zu evakuieren. Dieser Empfehlung soll mit Rücksicht auf das Leben der Ausländer auch bereits entsprochen worden sein. Bezeichnenderweise sind aber die japanischen Staatsangehörigen in ihrem Wohnsitz geblieben. Man meint, daß die neue Beunruhigung zu einem ernsthaften Konflikt führen könnte, der entsprechende Maßnahmen seitens der Japaner in den nördlichen Bezirken Chinas nach sich ziehen wird.

Simon bei Mussolini

Der englische Außenminister Simon ist von Ostia aus mit dem Kraftwagen in Rom eingetroffen und hat in der englischen Botschaft Wohnung genommen.

Wie amtlich mitgeteilt wird, empfing Mussolini den englischen Außenminister Simon am Mittwoch nachmittag im Palazzo Venezia und hatte eine herzliche Unterredung mit ihm, die über zwei Stunden dauerte. Die beiden Staatsmänner beschlossen, die Unterhaltung am Donnerstag fortzusetzen. Bemerkenswert ist, daß der italienische Botschafter in London, Grandi, ebenfalls in Rom weilt. Er ist nicht etwa zu einem Urlaub über die Feiertage hierher gekommen, sondern soeben erst nach Rom gerufen worden, offensichtlich um im Verlaufe der römischen Besprechungen hinzugezogen zu werden. Grandi und Suvich befanden sich während der Unterredung zwischen Mussolini und Simon ebenfalls im Palazzo Venezia. Am Mittwoch abend gab Mussolini dem englischen Außenminister im Hotel Excelsior ein Essen, an dem zahlreiche Minister und Staatssekretäre, der englische Botschafter und Botschafter Grandi teilnahmen.

Die zweite Unterredung zwischen Mussolini und Simon begann am Donnerstag um 17.50 Uhr. Zu dem Communiqué der Agencia Stefani über die Besprechungen heißt es: In herzlichen Unterredungen, die gestern und heute zwischen Mussolini und Sir John Simon im Palazzo Venecia stattfanden, wurden die wichtigsten Fragen der allgemeinen Politik erörtert, insbesondere die Frage der Herabsetzung und Beschränkung der Rüstungen und die Frage der Völkerbundsreform. Hinsichtlich der ersterwähnten Frage stellten Mussolini und Simon in voller Uebereinstimmung fest, daß es unumgänglich notwendig sei, daß die Erörterungen so bald wie möglich zu einem Abschluß gelangen, indem man auf jeden Gedanken oder jeden Vorschlag verzichtet, der nicht eine praktische und schnelle Verwirklichung enthält und indem man diejenigen Punkte zum Ziele nimmt, welche in der internationalen öffentlichen Meinung als bereits geklärt betrachtet werden müssen.

In der Völkerbundsreformfrage zählte Mussolini die Kriterien auf, nach denen die Reform durchgeführt werden solle, um dem Völkerbund ein besseres Arbeiten zu sichern und es ihm zu ermöglichen, seinem Zweck besser zu entsprechen.

Die italienischen Pläne

Der römische Korrespondent der „Morningpost" gibt folgenden Bericht über die italienischen Absichten:

In der Abrüstungsfrage muß eine englisch-italienische Zusammenarbeit ein Wettrüsten verhindern. Von einer Neuauflage der Vorschläge Simons (vom Oktober vorigen Jahres) will Italien nichts wissen, weil es sie für zwecklos hält; denn es steht bereits fest, daß sie für Hitler unannehmbar sind. Italien ist der Ansicht, daß eine weitgehende und wirksame Abrüstung nicht zu erreichen ist, und glaubt daher, daß es besser wäre, wenn Deutschland etwas Spielraum gegeben werde, um dadurch künftige übertriebene Forderungen zu verhindern. Was die Völkerbundsreform angeht, so wird Mussolini drei Gesichtspunkte vorbringen:

1. Die Völkerbundsatzung muß von den Friedensverträgen losgelöst werden.
2. Beseitigung der Sanktionsverpflichtung.
3. Abänderung der Rechtsstellung der verschiedenen Mitgliedsstaaten entsprechend der Last ihrer Verantwortlichkeiten.

Der Korrespondent glaubt, daß die italienische Regierung im Anschluß an die Besprechungen in Rom schriftliche Vorschläge nach Genf und an die Großmächte übermitteln wird.

Der neue Chef der deutschen Heeresleitung

Reichspräsident von Hindenburg hat auf Vorschlag des Reichswehrministers den Befehlshaber im Wehrkreis 3, Generalleutnant Freiherrn von Fritsch, mit dem 1. Februar 1934 zum Chef der Heeresleitung ernannt.

Zwei Dankschreiben Hitlers

An Dr. Ley

Mein lieber Dr. Ley!

Es war die Aufgabe der nationalsozialistischen Bewegung, nicht zu versuchen, durch falsche Maßnahmen die anderen Parteien zu zertrümmern, als vielmehr durch eine unerhörte Aufklärung ihnen die Menschen zu entziehen und durch eine vorbildliche Organisation in der neuen Bewegung zu verankern. Am Aufbau dieser Organisation in einer schweren Zeit treu und hervorragend gewirkt zu haben, ist Ihr Verdienst, mein lieber Parteigenosse Dr. Ley. Insbesondere wird die Ueberführung der ehemalig marxistischen Arbeitermassen in unsere nationalsozialistisch-organisierte Welt für immer mit Ihrem Namen verbunden sein. Am Abschluß des Jahres der nationalsozialistischen Revolution drängt es mich daher, Ihnen, mein lieber Parteigenosse Dr. Ley, aus ganzem Herzen für die wirklich großen Verdienste zu danken, die Sie sich um die nationalsozialistische Bewegung und damit um das deutsche Volk erworben haben. In herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Ihr

Adolf Hitler.

An den Reichsarbeitsminister

Mein lieber Parteigenosse Seldte!

Eine der schwersten Aufgaben war die Herstellung einer nationalen Einheitsfront durch Zusammenfügung der Kräfte, die in der großen Linie gleiche Ziele verfolgten. Es ist Ihr außerordenlicher Verdienst, mein lieber Parteigenosse Seldte, wenn es gelang, den nach der Nationalsozialistischen Partei größten nationalen Verband mit uns zu einer Einheit zu verschmelzen. Die Eingliederung des Stahlhelms in die SA. wird als seltenes Beispiel einer groß gesehenen nationalen Pflicht für immer in höchsten Ehren unter denen weiter leben lassen, die im Jahre 1933 durch die nationale Revolution die Erhebung des deutschen Volkes gelingen ließen.

Am Abschluß des Jahres der nationalsozialistischen Revolution drängt es mich daher, Ihnen, mein lieber Parteigenosse und Kamerad Seldte, für Ihre großherzige Haltung und damit für Ihre überaus großen Verdienste zu danken, die Sie sich um die nationale Erhebung und damit um das deutsche Volk erworben haben.

In herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Ihr

Adolf Hitler.

Grubenkatastrophe in Böhmen

160 Bergleute eingeschlossen

Dux, 5. Januar. Auf der Grube „Nelson III", die der Brüxer Kohlenbergwerksgesellschaft in Ossegg bei Dux gehört, ereignete sich am Mittwoch nachmittag eine schwere Explosion, allem Anschein nach infolge der Entzündung von Grubengasen. Die Nachmittagsschicht war von 120, nach einer anderen Meldung sogar von 200 Bergarbeitern besetzt. Bis jetzt konnten nur drei Tote geborgen werden. Ausgefahren ist noch niemand. Die Rettungsarbeiten sind im Gange. Der Förderturm wurde durch die Explosion zerstört.

Bi dem Unglück auf der Grube „Nelson III" bei Ossegz handelt es sich, soweit bisher festgestellt werden konnte, um eine der größten Grubenkatastrophen, von denen Böhmen seit langem betroffen worden ist.

Alle Anlagen über der Erde sind vernichtet.

Die Fensterscheiben in den Häusern der ganzen Umgebung sind durch die Gewalt der Explosion eingedrückt worden. Der Feuerschein ist weithin sichtbar. Es besteht wenig Hoffnung, eine größere Anzahl der noch unter Tage eingeschlossenen Bergarbeiter zu retten. Die Vertreter des Ministeriums des Innern sind am Brandplatz eingetroffen, der von ungeheuren Menschenmassen umlagert wird. Die Grube gehört der Brüxer Kohlenwerkgesellschaft und ist die zweitgrößte in ganz Böhmen.

Brüx, 5. Januar. Wie nunmehr endgültig feststeht, befanden sich zur Zeit der Katastrophe 160 Mann der Belegschaft, einschließlich von 9 Aufsichtsorganen, unter Tag. Zu den gemeldeten vier Opfern kommen zwei Opfer der Explosion auf dem Förderschacht hinzu, und zwar ein Werkmeister und eine Waschfrau, die beide um die 8. Abendstunde tot geborgen wurden. Außer den vier Geretteten ist noch ein Arbeiter unter den Trümmern des Förderschachtes lebend geborgen worden. Eingeschlossen sind noch immer 132 Mann, für deren Schicksal die schwersten Besorgnisse gehegt werden. Ueber die Ursache der Katastrophe bestehen zur Stunde immer nur noch Vermutungen. Möglicherweise kann es sich um die

Explosion des Dynamitlagers

handeln, das unweit der Sohle des Förderschachts im Schacht untergebracht war. Da das ganze Revier nach der Explosion von heftigen Rauchschwaden erfüllt war, sehen die Fachleute dem Ergebnis der eingeleiteten Rettungsaktion mit großer Skepsis entgegen. Bis 21 Uhr gelang es, frische Wetterströme in die vergasten Räume einzuführen, so daß die Qualm- und Dampfentwicklung um diese Zeit fast vollständig zum Stillstand gelangt war. Um diese Zeit begann die Einfahrt der ersten Rettungsmannschaft. Die Fortschritte der Rettungsaktion dürften langsam vor sich gehen, weil das Einsteigen auf Leitern erfolgt und jedenfalls auch mit starken Verbrüchen unter Tag zu rechnen ist.

Die Bedeutung der Jagd

Einen Wert muß sie schon haben; denn sonst hätte sich die Gesetzgebung mit ihr nicht so viel beschäftigt. Die Grundstücksbesitzer können ihren Acker bestellen und ihn in der verschiedensten Weise ausnützen. Sie können auch aus seinem Innern Sand, Lehm, Steine und dergl. herausholen; nur das Wild, das darauf lebt, dürfen sie nicht abschießen, es sei denn, die Grundstücke bilden eine zusammenhängende Fläche von 360 Morgen. Deshalb bildet die Gemarkung einer jeden Gemeinde einen Jagdbezirk, der je nach der Größe des Flächenraumes in mehrere Bezirke aufgeteilt werden kann. Die einzelnen Grundstückseigentümer sind zu einer Jagdgenossenschaft vereinigt, deren Vorsitz der jeweilige Gemeindevorsteher innehat. Diese Jagdgerechtsame hat für die Bauern einer Gemeinde einen wirtschaftlichen Wert; denn die Jagd kann verpachtet werden und das Pachtgeld gelangt alsdann unter die Besitzer des Grund und Bodens zur Verteilung.

Bei diesen Jagdverpachtungen werden gar oft grobe Fehler begangen; man kennt die Pächter zu wenig oder sieht sich diese gar nicht genauer an. Es gab Fälle, bei welchen die Jagd an kleine Beamte, Arbeiter, ja sogar an Arbeitslose verpachtet wurde. All die Pächter suchen dann aus der Jagd ein Geschäft zu machen, suchen daraus recht viel zu verkaufen, und es wird an Wild alles zusammengeschossen, was in dem Jagdpachtbezirk nur lebt. Dazu ist aber das Wild wirklich nicht da; der allweise und allmächtige Schöpfer hat ihm wichtige Aufgaben in der Werkstatt der Natur zugewiesen. Die Hasen sollen die zu üppigen Wintersaaten abäsen, damit sie die Unbill des Winters besser ertragen. Sie sollen den hohen Schnee darauf bei der Nahrungssuche durchschaufeln, um sie dadurch vor dem Auswintern zu schützen. Die Rebhühner wiederum ernähren sich durch eine lange Zeit des Jahres vom Samen der Ackerunkräuter und sorgen dabei für eine Vernichtung derselben.

„Deshalb ist der Beruf des Jägers, auch des Jagdpächters, äußerst ernst und verantwortungsvoll. Er soll die Herrschaft über die Tierwelt auf seinem Jagdgebiet ausüben; deshalb muß er auch das Leben der Tiere genau kennen. Er ist berufen, darüber zu wachen, daß die Natur vor einer Verödung und Verarmung bewahrt wird. Der Jäger soll sich als einen Heger, Beschützer und Erhalter des Wildes betrachten und nicht als dessen Vernichter. Selbstzucht, Mäßigung und Enthaltsamkeit kennzeichnen erst den wahren Jäger."

Schon im Altertum wurde die Jagd das „edle Weidwerk" genannt. Der Jäger heißt daher der „Weidmann", sein Gruß ist „Weidmannsheil", und er soll „weidgerecht" sein, d. h. recht und richtig zu jagen, dem Wilde den Tod kurz und schmerzlos zu bereiten. Das Gegenteil von einem weidgerechten Jäger ist der „Schießer", dem es nur darauf ankommt, viel zu töten, um Geld daraus zu machen.

Wenn eine Gemeindejagd in unrechte Hände kommt, so wird das Gleichgewicht in der Natur, das von unserem allmächtigen Schöpfer so wunderbar ausgewogen war, zerstört, und die Bauern haben dabei den größten Schaden. (Die Schädlichkeit der Zerstörung dieses Gleichgewichts äußert sich am deutlichsten in der überaus starken Verbreitung der Mäuseplage.) Es gibt in den meisten Staaten die Vereine „weidgerechter Jäger", auch in unserem Staate sind sie vorhanden. Von den Pächtern der Rustikaljagden — der Dorfjagden — wird in verschiedenen Staaten von den Bauern die Zugehörigkeit zu einem solchen Vereine verlangt, und diese Forderung bringt ihnen in bezug auf die Jagd entschieden Nutzen. Es müßte darauf nur viel mehr geachtet werden, weil in diesen die „Weidgerechtigkeit" am besten gepflegt wird.

Die Rustikaljagden erleiden den meisten Schaden in den Schonzeiten. Da läßt sich kein Pächter in seinem Jagdrevier blicken, und Schlingensteller, wildernde Hunde, Katzen und allerlei Raubgesindel morden das Wild in der grausamsten Weise. Es wäre daher sehr am Platze, vom Jagdpächter im Pachtvertrage die Beaufsichtigung des Jagdreviers auch in der Schonzeit zu fordern; denn nur er allein trägt die Verantwortung dafür und ist auch berechtigt, gegebenenfalls Strafanträge zu stellen. Diese Maßnahme ist in der gegenwärtigen Zeit der großen Arbeitslosigkeit durchaus notwendig, weil bis 50% der Arbeitslosen unter die Wilderer gegangen sind, die mit Vorliebe mit den Schlingen, dem grausamsten Mordmittel unseres Wildes, arbeiten.

Das Wild, einst eine schmucke Zierde unserer vereinsamten Landschaften, ist ungemein spärlich geworden, und es nimmt immer noch mehr ab. Es müßte zur Erhaltung und Rettung desselben etwas getan werden.

Kyzia, Chelm.

Tierschutz und Geflügelzüchter

Die Geflügelzüchter waren von jeher ausgesprochene Tierfreunde, mit ihrem Sinn und ihrem Gefühl standen sie zu den Tieren jeder Art, nicht allein zu dem Hausgeflügel. Das Tier war ihnen nie Mittel zum Zweck, nicht allein Produktionsfaktor oder Handelsware, sondern mehr Kulturfaktor, Naturverbundenheit, ja Herzenssache. In den Kreisen der Geflügelzüchter hört man gar oft den Ausspruch „das Tier verkaufe ich nicht, es ist mir für kein Geld feil. Es ist mein Stolz und meine Freude." Es ist schön, ja sogar zukunftverheißend, daß es noch Menschen gibt, die ihre Freude und ihren Stolz nicht in bare Münze umsetzen. Wo es solchen Sinn aber nicht gibt, da ergeht es dem armen Tiere nicht gut, da herrscht niedrige Gesinnung, Grobheit und Roheit gegen das arme Geschöpf. Alle anderen Tierzüchter sind gleichfalls Tierfreunde. Wir haben im vorigen Jahre einen Zuchteber gekauft, und unlängst fragt der Züchter schriftlich an, wie es diesem Tiere ergeht und wie es sich entwickelt. Eine solche Verbundenheit des Menschen zu dem Tier ist schön, ist eine Art Ehrfurcht vor dem Schöpfer des Tieres. Wo eine solche Achtung vor dem Leben, vor der Kreatur besteht, da gibt es keine Roheit, keine Tierquälerei weder bewußt noch unbewußt.

Für solche ausgesprochene Tierliebhaberei ist schließlich kein Tierschutzgesetz erforderlich. Der gesetzliche Tierschutz ist in jedem Falle zu begrüßen, weil die Einstellung der Geflügel- und auch Tierzüchter allgemein verwirklicht werden kann. Besonders das Geflügel bedarf dieses gesetzlichen Schutzes, weil es in großen Massen nach den Großstädten hinkommt, wo es meist in recht rohe Hände gerät. Es gibt dort immer noch Geflügeltransporte mit zusammengebundenen Beinen, Transporte in ungeeigneten Behältern, vor allem Säcken, die zudem noch geschleift werden. Vernachlässigt werden diese Tiere bei den Transporten von einem Wochenmarkt zum andern auch in bezug auf das Futter und Wasser. Wenn die armen Tiere den Hunger und noch mehr den Durst durch den eigenen Kot stillen müssen, so kann ihr Fleisch dann kein bekömmliches und gesundes Nahrungsmittel liefern. In allen solchen Fällen ist strenger Tierschutz am Platze. Für die praktische Durchführung seiner Bestimmungen gehören vor allem in den Großstädten gut informierte Beamte, um eine entsprechende Überwachung ausüben zu können.

Zur Tierquälerei gehört das „Stopfen" oder das „Nudeln" des Geflügels, vorab der Gänse. Gegen früher ist diese tierquälerische Maßnahme entschieden zurückgegangen, Geflügelzüchter werden sie nicht mehr dulden, und wie es scheint, wird sie in den Geflügelmästereien noch angewendet. Das Tier wird über den Sättigungszustand zur Futterentnahme durch Gewaltmaßnahmen gezwungen. Daß das Tier dabei erkrankt und erkranken muß, ersieht man an der ungewöhnlich großen Leber. Fleisch und Fett von solch angekrankten Tieren kann den Menschen nicht bekömmlich sein. Das Tierschutzgesetz in Deutschland hat diese Art Geflügelmast radikal verboten.

Manchen Quälereien wird das Geflügel bei seiner Schlachtung ausgesetzt. Landläufig ist das

Abhacken des Kopfes eine beliebte Tötungsmethode. Es empfiehlt sich durchaus, das Tier vorher durch einen Schlag auf den Kopf zu betäuben. Bei den Geflügelzüchtern wurde auf ein sachgemäßes Schlachten schon immer ein großer Wert gelegt. Diese Rücksichtnahme muß auch noch in jede Hauswirtschaft, in welcher Geflügel gehalten und geschlachtet wird, gelangen, weil es sich dabei immer um ein lebendes, schmerzfühlendes Wesen handelt.

Kytzia, Chelm.

Feuerversicherungen

Es gibt bei uns auf dem Lande noch Anwesen, die gegen Feuersgefahr nicht versichert sind. Die Zeiten dürften endgültig vorbei sein, in denen die Bauern statt eine Versicherung abzuschließen, eine Figur des hl. Florian in eine Nische des Giebels hinstellten. Einst war eine Feuersbrunst auf dem Lande ein Ereignis, jetzt wird sie ungefähr als ein Mittel zur Abarbeitung einer dicken Hypothek angesehen, und man findet darin nicht viel Ereignisreiches.

Bei vielen Versicherungsabschlüssen ließ man sich von einer falschen Annahme leiten. Man ließ sich recht hoch versichern, in dem Glauben, bei einem Brande eine dementsprechend hohe Entschädigung herauszuschlagen. Die geschäftstüchtigen Versicherungsagenten haben dazu fleißig zugeredet, um nur möglichst hohe Provisionen zu verdienen. Feuerversicherungen sind aber nicht dazu da, um sich zu bereichern, sondern nur dazu, um vor einem Schaden geschützt zu sein. Deshalb hat es keinen Zweck, bei Gebäulichkeiten übermäßig hohe Werte in Versicherungsanträge aufzunehmen, denn man muß dafür zu hohe Prämien entrichten und im Brandfalle erfolgt die Regelung nur nach dem tatsächlichen Wert. Eine höhere Entschädigung kann dann auch nicht durch den größten Prozeß erzwungen werden. Besonders schlechte Risiken, wie Holzbauten und solche mit weicher Bedachung, müssen gründlich geprüft werden, um entsprechend herabgesetzt werden zu können.

Die meisten Feuerversicherungen wurden in der Zeit nach der Inflation abgeschlossen. Alle Baumaterialien standen hoch im Preise und die hohen Versicherungssummen waren am Platze. Gegen früher sind aber die Gebäude im Wert zurückgegangen, und es gibt bei ihnen meist Ueberversicherungen, wenn eine Herabsetzung der Versicherungssummen bis dahin nicht gefordert wurde. In all den Fällen wird gutes Geld in Form von zu hohen Prämien zwecklos ausgegeben, das in der Wirtschaft besser verwendet werden kann. Es ist daher notwendig, die Polizen in die Hand zu nehmen, um nachzuprüfen, wie man eine Geldausgabe vermindern kann.

Bei Versicherungen von Erntevorräten und Mobilien wurde seinerzeit auch mit großen Summen gearbeitet, die sich heute nicht mehr halten lassen, auch diese müssen revidiert werden.

Es ist Winter, eine Zeit der Arbeitsruhe, die sich am besten zu derartigen Kalkulationsarbeiten eignet; sie muß auch dazu mit Fleiß ausgenutzt werden. **Kytzia, Chelm.**

Getreidekörner sind Goldkörner

Sie dürfen mit dem Stroh nicht in den Mist wandern

In der stillen Winterzeit wird fleißig gedroschen. Es war immer so; nur in der Art des Dreschens gibt es einen Unterschied. Früher gab es das Drischeldreschen, das niemand zurückfehnen wird, jetzt besorgt den Ausdrusch des Getreides die Dreschmaschine. Beim Drischeldreschen herrschte größte Sorgfalt sowohl bei der Gewinnung der Körner als auch bei der Behandlung des Strohs. Trotzdessen beherrscht nun die Maschine die gefüllte Scheuer, und sie wird sich aus ihr nicht mehr verdrängen lassen.

Leider sind bei dem Maschinendrusch Verluste an Körner zu beklagen, die immer größer sein dürften, als bei dem Drischeldrusch. Dabei braucht die Dreschmaschine gar nicht schadhaft zu sein. Sie kann ganz neu sein und sich im besten Zustande befinden. Die Dreschverluste können 5% übersteigen, und sie können auch 10% betragen, d. h. wenn pro Morgen 10 Zentner Frucht gedroschen werden, so beträgt der Verlust dann einen Zentner pro Morgen, und das ist sehr reichlich.

Die Dreschverluste kontrolliert man im allgemeinen in der Weise, daß man die ausgedroschenen Aehren in die Hand nimmt und befühlt, wieviele Körner in ihnen zurückgeblieben sind. Diese Kontrolle ist aber ungenau und unbrauchbar. Dabei sind verschiedene Umstände in Betracht zu ziehen. Bei klammem Getreide d. h. bei ungenügender Ausbildung der Körner, wobei auch die Strohverhältnisse nicht gut sind, können Verluste von 2—3% nicht vermieden werden. Bei gut geratenem Getreide und bei seiner trockenen Bergung ist ein Verlust von 1% noch zu hoch, und der Grund dazu muß in einem Fehler der Maschine gesucht werden, der sich aber immer leicht beseitigen läßt. Entweder ist die Maschine nicht ganz waagerecht aufgestellt, oder aber sie wird überfüttert, d. h. es wird in sie zu stark eingelegt.

Die Körnerverluste stecken bei den kleineren Maschinen hauptsächlich im Stroh. Sitzen die Körner noch in den Aehren, so ist die Dreschtrommel schuld. Der Abstand zwischen Korb und Trommel ist zu groß, und wenn die Maschine dazu noch nicht ganz waagerecht eingestellt ist, ist dieser noch ungleichmäßig. Es können auch die Schlagleisten zu stark abgenutzt sein. Schlechtes Einlegen ist dabei stets am schädlichsten, denn die Körner können durch die dichten Strohlager nicht herausfallen. Beim Abraffen des Strohs bleiben sie stecken und gehen für den Getreideboden meist verloren.

Bei der großen Dreschmaschine, die gleichzeitig das Getreide putzt und reinigt, können bei Körnerverlusten dieselben Fehler vorkommen. Liegen dabei aber die Körner in der Spreu, so ist der Wind nicht richtig eingestellt. Auch den Sieben muß eine große Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Die Dreschmaschine bildet in der Ackerwirtschaft immer eine gute Sparkasse, und es ist sehr gut, wenn man ihr möglichst viel Aufmerksamkeit schenkt. Nur dann wird sie Getreidekörner zu Goldkörnern umwandeln. a.

Behaarte Kuheuter

Es gibt Kühe, deren Euter mit kurzen aber kräftigen Haaren bedeckt sind. Dann gibt es wiederum Tiere, bei denen die Euter mit äußerst feinen, aber dafür dichten Flaumhaaren bedeckt sind, und diese bilden oft den Herd von Keimen, die die Sauberkeit der Milch und vor allem ihre Güte, in Frage stellen. Darüber weiß man auch schon in den kleinen Wirtschaften Bescheid, und viele Landwirte machen solche Euter teils mit der Hand, teils mit der Maschinenschere haarfrei. Die großen und glatten Flächen des Euters sind mit der Schere leicht zu bearbeiten, nicht aber die Striche — Zitzen — selbst, wie auch die Winkel und Ecken. Am einfachsten und am besten läßt sich dieser Haarflaum von den Eutern durch Absengen beseitigen. Dieses Verfahren ist auch gefahrlos. Man kann es mit einem Stearinlicht ausführen, nur muß die Flamme seitlich längs der Haut geführt werden. Das Tier wird dann von dieser Absengung nichts merken. Nur zwischen den Strichen ist die Euterhaut am empfindlichsten, und es muß an diesen Stellen entsprechend vorsichtiger zu Werke gegangen werden. Das Verfahren mit der Kerzenflamme führt zu leicht zu Verrußungen des Kuheuters, das nachträglich wieder gewaschen werden muß.

Leichter und gründlicher lassen sich die Euterhärchen durch ein Spiritusflämmchen beseitigen. Während man mit einer Hand die Flamme führt, hält die andere ein trockenes Tuch, um den zu sehr aufflammenden Haarfilz rasch abtupfen zu können. Selbstverständlich wird man diese Arbeiten nicht im Stall vornehmen. a.

Wieviel Kühlhauseier gibt es in Holland?

Holland arbeitet stark mit Eierkühlhäusern, und es werden in ihnen etwa 140 000 Stück Flachkisten zu je 12 Schock Eier bei einer Grundfläche von gegen 15000 Quadratmetern untergebracht. Demnach können dort über 100 Millionen Stück Eier eingelagert werden. Damit wäre zu erklären, daß Holland auch im Winter erhebliche Eiermengen exportieren kann, besonders nach Deutschland.

Der allergrößte Teil dieser Eiermengen stammt von den kleinbäuerlichen Betrieben, und es läßt sich daran ersehen, was für eine ergiebige Gelderwerbsquelle die Hühnerzucht bei einer guten Organisation bildet. Dieses Beispiel ist einer Überlegung wert, um es nachzuahmen. a.

Denkspruch

Sag nie: „Das kann ich nicht!"
Vieles kannst du, will's die Pflicht.
Alles kannst du, heischt's die Liebe,
Darum dich im Wollen übe.
Erfülle immer Lieb und Pflicht
Und sage nie: „Ich kann es nicht."

Die Tauben brauchen auch im Winter eine Badegelegenheit

Die Natur ist die beste Lehrmeisterin eines denkenden Tierzüchters; deshalb muß er sie ständig beobachten. Die Vögel jeder Art baden doch zu gern, diese Wahrnehmung können wir am besten an unseren Stubenvögeln machen. Die Jahreszeit bildet dafür kein Hindernis. Eine große Badelust zeigen die meisten Tauben. Wenn es im Sommer regnet, so sieht man sie mit einem gewissen Behagen sich den fallenden Tropfen aussetzen. Sie liegen auf der Seite und strecken die Flügel dem strömenden Naß entgegen, erst den einen, dann den andern. Man merkt, es ist eine reine Erquickung für sie. Auch im Winter scheuen sie vor einem Bad nicht zurück, sie waten im Wasser eines gefüllten Wassertroges, sobald das Wasser nicht schnell zufriert und tauchen auch darin.

Die Tauben haben von Natur auch eine juckende Haut und zudem bewegen sie sich in Räumen, die nicht staubfrei sind. Eine Verstaubung ihres Körpers ist daher sehr leicht möglich und aus diesem Grunde brauchen sie die Bäder auch im Winter. Sind die Tauben im Winter im Schlage eingeschlossen, so müssen sie die Badegelegenheit dahin bekommen. Fliegen sie frei herum, so werden sie davon Gebrauch machen. Es genügt dazu eine langrunde Eisenblech- oder Emailleschüssel von 50 cm Länge, 37 cm Breite und 13 cm Tiefe. Alle Ränder müssen gut eingebogen sein, um beim Schlagen mit den Flügeln Verletzungen vorzubeugen. Meist zeigt das Badewasser eine starke Trübung, ein Beweis dafür, daß fleißig gebadet wurde. Gut ist es, wenn die Tauben nach dem Bad eine gute Fütterung bekommen, sie können dann mit vollen Kröpfen wohlig der Ruhe pflegen. Um eine Erkältung braucht man bei diesen Tieren nicht besorgt zu sein. Denn sie machen sich dabei nicht übermäßig naß, und dann trocknen sie infolge ihrer hohen Blutwärme verhältnismäßig rasch. Diese Badepflege lohnen die Tauben durch eine kernige Gesundheit und ein frisches, munteres Wesen. a.

Eier mit Blutflecken

Die Flecken kommen verhältnismäßig nicht zu häufig vor, sind jedoch gar nicht so tragisch zu nehmen. Das Ei mit dem Blutfleck ist brauchbar und gar nicht minderwertig.

Die Blutflecke entstehen zweifellos dadurch, daß kleine Blutgefäßchen im Eierstock oder im

oberen Eileiter platzen. Eine kleine Blutmenge gerät so auf die Dotteroberfläche und wird mit vom Eiweiß umschichtet. Die Blutflecke in den Eiern bilden eine Erscheinung hauptsächlich bei Junghennen. In einer deutschen Farm wurde eine genaue Statistik darüber geführt, wieviel Blutflecken unter dem Eieranfall von 1000 Junghennen auftreten. Es waren im ganzen 0,75%. Diese Erscheinung verteilte sich auf die einzelnen Monate wie folgt. November 0,35%, Dezember 0,43%, Januar 42%, Februar 1,14%, März 0,99%, April 1,52%, Mai 0,81%, Juni 0,60%, Juli 0,69%, August 0,36%, September 0,29%, Oktober 0,66%.

Bei dieser Statistik handelt es sich um Wettlegetiere, die einen hohen Eieranfall haben.

a.

Noch einige Rezepte für die Zubereitung von Kaninchenfleisch

1. Kaninchen auf italienische Art: Von einem jungen Kaninchen löst man die Filets und das Rückenfleisch sorgfältig ab, schneidet es in kleine Stücke, salzt sie, bratet sie in Butter rasch auf beiden Seiten goldbraun und ordnet sie in die Mitte eines Reisrandes, der auf eine feuerfeste Platte gestürzt wird. Man beträufelt das Ganze mit Butter, überstreut es reichlich mit geriebenem Käse und läßt es bei Oberhitze einige Minuten backen. Man gibt Champignon- oder Tomatensoße dazu.

2. Ausgebackenes Kaninchen: Dafür sind nur ganz junge, gemästete Tiere geeignet. Bauchlappen und Rippen werden abgeschnitten, das Tier in gleichmäßige, schöne Stücke zerlegt und einige Stunden mit Salz, Pfeffer, Zitronensaft, Zwiebelscheiben, Petersilie gebeizt, dann werden die abgetrockneten Stücke mit Ei und geriebener Semmel paniert und langsam in Schmalz schwimmend gebacken. Man gibt Gemüse, auch Selleriesalat und Kartoffelsalat dazu.

Auflauf von Kaninchenfleisch: Hierzu kann man ein altes Kaninchen verwenden. Das Fleisch wird roh von den Knochen gelöst, mit Leber, Herz, Nieren, 200 Gramm Nierenfett, 2—3 aufgeweichten und gut ausgedrückten Semmeln zweimal durch die Fleischmaschine gedreht, gesalzen, gepfeffert und mit vier Eidottern, zwei feingeschnittenen, in Fett gedünsteten Zwiebeln gut vermengt. Zuletzt hebt man den steifgeschlagenen Eierschnee darunter und bäckt die Masse bei gelindem Feuer eine Stunde in einer gebutterten Auflaufform und reicht Pilzsoße dazu.

Entnommen der Fachschrift „der deutsche Siedler"

Umtopfen von Zimmergewächsen

Dazu ist zu sagen, daß alle Gewächse, welche aus Warmhäusern stammen, öfters umgetopft werden müssen, weil sie stärker an den Nährwerten der Erde zehren. Kalthauspflanzen brauchen dieser Maßnahme nicht so oft unterworfen zu werden. Es sind hier noch Unterschiede zu machen. Zimmerblumen, die verhältnismäßig dunkel stehen, brauchen nicht zu häufig umgetopft werden wie die in günstigerem Licht, denn die Wurzeltätigkeit ist in ersterem Falle meist zaghafter und dementsprechend ist auch der Nahrungsverbrauch geringer. Die Erde braucht deshalb auch nicht so nährkräftig zu sein, wie die der besser belichteten Gewächse. Dafür muß sie sich in einem recht guten physikalischen Zustande befinden, d. h. sie muß frei von Säuren und genügend durchgekalkt sein. Diese Beschaffenheit der Erde wird dafür sorgen, daß die Pflanzen nicht geil aufschießen. Dieser Fehler der Zimmerpflanzen macht sich besonders an den ungünstigeren Plätzen bemerkbar.

a.

Die deutsche Riesenschecke

Genannt wird sie auch das deutsche Riesenscheckenkaninchen. Es übertrifft das gewöhnliche Landkaninchen an Größe und auch an Gewicht, ist ihm aber in Bezug auf die Zeichnung des Felles ganz ähnlich. Zur Farbenechtheit dieses Kaninchens gehören je ein Fleck auf jeder Backenseite und vor allem die als „Schmetterling" bezeichnete Schnauzfärbung. Niemals darf das deutsche Riesenkaninchen eine weiße Nasenspitze und einen weißen Lippenspalt haben. Zu der Buntfarbigkeit gehört nicht allein die schwarzweiße Farbe; man züchtet diese Tiere auch in blau-grau und gelb-weiß.

In Gewicht kommt diese Riesenschecke wohl dem belgischen Kaninchen nicht gleich, aber es stellt immerhin ein ansehnliches Schlachttier dar. Dazu ist sie gut im Fell und wegen dieser Vorzüge findet sie viele Liebhaber. Wer mit der Kaninchenzucht überhaupt einen Anfang machen will, der greife am sichersten zu dieser Riesenschecke, weil sie sich in der Zucht durch eine gewisse Widerstandsfähigkeit auszeichnet.

In einer größeren Zahl bilden diese Tiere eine Augenweide, natürlich bei guter Pflege und sauberer Haltung.

a.

Notierungen der Kattowitzer Getreidebörse

vom 3. 1. 1934.

Nachstehende Preise verstehen sich für 100 kg. Inlandsmarkt.

1.	Roggen	15,50—16,50
2.	Weizen, einheitlich	21,00—22,00
3.	Sammelweizen	20,00—21,00
4.	Hafer, einheitlich	14,00—15,00
5.	Hafer, gesammelt	13,00—14,00
6.	Graupengerste	16,00—17,00
7.	Graugerste	20,00—22,00
8.	Weizenschale	11.00—11,50
9.	Roggenkleie	10,00—10,50
10.	Preßstroh	4,00
11.	Wiesenheu	7,00—7,75

Viehpreise

Gezahlt wurden am 2. 1. 1934 auf dem Zentralviehmarkt in Myslowitz für 1 kg Lebendgewicht einschließlich der Handelsunkosten für:

		gr
A. Bullen:		
1.	Vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	63—70
2.	Jün ere, vollfleischige	54—62
3.	Mäßig ernährte, jüngere und gut ernährte, ältere	48—53
4.	Schlecht ernährte	38—47
B. Kalbinnen und Kühe:		
1.	Gemästete, volllfleischige vom höchsten Schachtwert	68—75
2.	Gemästete, vollfleischige Kühe	68—75
3.	Ältere, gemästete Kühe u. weniger gemästete Kalbinnen	60—67
4.	Schlecht ernährte Kühe und Kalbinnen	45—51
C. Kälber:		
1.	Die besten gemästeten	70—80
2.	Mittelmäßig gemästete	60—69
3.	Weni gemästete	52—59
D. Schweine:		
1.	Mastschweine über 150 kg	120—130
2.	Vollfleischige v. 120—150 kg	110—119
3.	Vollfleischige v. 100—120 kg	100—109
4.	Vollfleischige v. 80—100 kg	85—99

Schwacher Auftrieb bei Schweinen, bei Rindern normal.

Markt wenig belebt. Tendenz schwach.

Der Sternenhimmel im Januar

Von Dr. Carl G. Cornelius

Abends um 22 Uhr sieht man im Südosten die schönsten Bilder des nördlichen Sternenhimmels vereinigt (Monatsanfang um 13, Monatsende um 21 Uhr). Fast symmetrisch verlaufen sie zu dem breiten, helleuchtenden Bande der Milchstraße. Im Zenith steht der Fuhrmann mit der hellen Kappella, südlich der Milchstraße kulminiert der Orion, in dem die Sterne erster Größe Rigel (rechts unten) und Beteigeuze (links oben) wegen ihres Glanzes auffallen. Wenig südlich von den zwischen ihnen liegenden drei Sternen des Jakobsstabes kann man schon im Opernglas den berühmten Orionnebel erkennen. Dieser Nebel gehört zu den sogenannten auflösbaren, das heißt er entpuppt sich in den größten Fernrohren als eine Unmenge von einzelnen Sternen, die nur ihrer riesigen Entfernung wegen als Lichtwölkchen erscheinen. Unter den unauflöslichen dagegen versteht man Nebel, die sich aus großen Mengen glühender Gase zusammensetzen und die mit Hilfe der Spektralanalyse als solche festgestellt werden. Nordwestlich vom Orion befindet sich das Sternbild des Stiers mit dem rötlichen Hauptstern Aldebaran und dem bekannten Sternhaufen der Plejaden. Sie galten den Seeleuten früherer Zeiten als Orientierungsgestirn, und schon Homer ließ Odysseus auf seinen Irrfahrten sich nach ihnen richten. Darüber breitet sich das Bild des Perseus, das zum größten Teil innerhalb der Milchstraße verläuft, aus. In ihm findet man (am Westrand der Milchstraße) den veränderlichen Stern Algol, der in der kurzen Periode von 59 Stunden von der Größenklasse 2,2 zu 3,5 herabsinkt. In diesem Monat fallen seine Lichtminima, soweit sie günstig beobachtbar sind, auf den 8. um 0 Uhr 35 Minuten, den 10. um 21 Uhr 30 Minuten, den 13. um 18 Uhr 17 Minuten und den 30. um 23 Uhr 12 Minuten.

Nördlich vom Algol erblickt man das „W" der Kassiopeia, weiter westlich die drei in einer Geraden liegenden gleich hellen (zweite Größe) Sterne der Andromeda. Ueber dem mittleren steht der Andromeda-Nebel, von dem man annimmt, daß er ein ganz selbständiges Milchstraßensystem darstellt. Ziemlich tief, südöstlich vom Orion, sieht man den hellsten Stern des Fixsternhimmels, Sirius im Großen Hund. Der Kleine Hund mit dem ebenfalls hellen Prokyon strahlt unweit davon im Nordosten, noch höher sind Kastor und Pollux in den Zwillingen zu finden. Tief am Nordhorizont steht der Schwan, weit östlich das sichelförmige Sternbild des Löwen, die Bilder, die den kommenden Frühlingshimmel beherrschen werden. Eine Verbindungslinie zwischen ihnen, durch den ganzen Himmel gezogen, führt über den Drachen, den Kleinen und den Großen Bären und läßt den Polarstern links liegen.

In den ersten Tagen des neuen Jahres ist der Sternschnuppenschwarm, der aus dem Bild des Bärenführers seinen scheinbaren Ausgangspunkt nimmt (Bootiden), bemerkenswert. Schnelle Bewegung und langgestreckte Bahnen kennzeichnen diesen Meteorenschwarm.

Die Planeten sind, abgesehen von Merkur, der unsichtbar bleibt, und Mars, der in geringer Helligkeit kurze Zeit am Abendhimmel steht, in verhältnismäßig guter Beobachtungslage. Venus, in flammendem Glanze, 22mal so hell wie Aldebaran, ziert bereits die Abenddämmerung. Eine gute Stunde nach dem Tagesgestirn sinkt sie allerdings unter den Gesichtskreis. Saturn, noch in naher Nachbarschaft zu ihr, gerät zu Monatsende in den Lichtbereich der Sonne. Venus und Mars gehen am 23. in 6 Grad nördlichem Abstand aneinander vorüber. Uranus in den Fischen kann in den Abendstunden, Neptun im Löwen die ganze Nacht aufgesucht werden. Die zweite Hälfte der Dunkelheit beherrscht Jupiter, der um Mitternacht aus den Dünsten des Horizonts emportaucht und in der Jungfrau unweit von deren Hauptstern Spika den Rest der Nacht in zunehmender Helligkeit leuchtet.

Die Sonne ist am 2. Januar, da die Erde das Perihelium, den sonnennächsten Punkt ihrer Bahn, erreicht, 5 Millionen Kilometer weniger von uns entfernt als im Juli. Am 20. tritt sie aus dem Zeichen des Steinbocks in das des Wassermanns. Die Tageslänge steigt von 7 Stunden 2 Minuten am 1. auf 8 Stunden 54 Minuten am 31. Der Mond zeigt folgende Hauptphasen: Letztes Viertel am 8. um 22 Uhr 36 Minuten, Neumond am 15. um 14 Uhr 37 Minuten, Erstes Viertel am 22. um 12 Uhr 50 Minuten und Vollmond am 30. um 17 Uhr 31 Minuten.

Fern dem Lärm der Städte

Von Paul Renovanz.

Schickt das Stadtkind aufs Land, und es wird sich in eine Märchenwelt versetzt wähnen. Was aber böte dem Landkind die Stadt? Eine verwirrende Fülle gänzlich fremder Eindrücke, mit denen es nichts anzufangen weiß: der schlichte Sinn verarbeitet den Rausch gekünstelter Farbigkeit und greller Hast nicht, läßt die Fluten dahinschießender Lärmstrudel leeren Gesichts an sich vorbeigleiten — an sich abgleiten.

Damit ist nicht das Verdammungsurteil über den Asphalt gesprochen. Er ist, wer bezweifelt es, eine Notwendigkeit — gewiß keine schöne. Die dichte Besiedlung der Städte hat die Stickluft, die rastloser Rhythmus erzeugt. Der Atem Gottes aber liegt auf Bauernland. Die Menschen dort sind besinnlicher und näher der großen Natur. Stille und Stetigkeit der Lebensgewohnheiten regulieren ihren Herzschlag.

Die Angestellten im Großbetrieb der Stadt sehen ihren Chef manchmal in Jahren nicht. Knecht und Magd dagegen fühlen sich unter dem Dach und am Tisch ihres Herrn als Glieder einer Hausgemeinschaft. So findet man auf vielen Höfen noch heute den uralten Brauch, daß Bauer und Gesinde die Mahlzeiten miteinander teilen: Bauer neben Bäuerin, Großknecht neben Großmagd. Mindestens aber ißt man, oft auch auf großen Anwesen, in einem Raum.

Die Scholle — Nährerin von uns allen! Und das nicht nur, indem sie unsere leiblichen Bedürfnisse befriedigt. Gewiß, auch das ist wahr: wer eine Freundschaft auf dem Dorfe hat, erinnert sich ihrer mit Vergnügen und besonders zur Kirmes oder zu den hohen kirchlichen Feiertagen. So sind die Stadtmenschen! Und wer wollte sie ihrer gesunden Magenfreude halber schmähen? Wer sie kennt, die schlicht und herzlich geübte Gastlichkeit draußen, die alle nur erreichbaren Tiegel und Schmorpfannen in Bewegung setzt, die vom Besten errafft, was Stall und Speicher, Keller und Küche nur bieten, der ist zu preisen.

Aber wie das auf die Annehmlichkeiten des Gaumens bedachte Gastvolk den Sinn für die Wohltat einer geruhigen Natur leider etwas verloren hat, so erzittert selige Neugier beim jugendlichen Stadtgast in ständiger entdeckungsfreudiger Regsamkeit. Was für bezaubernde Möglichkeiten tun sich da dem kleinen blassen Ferienbesuch auf! Ach, und es ist wirklich eine überflüssige Frage, ob der Sommer oder der Winter das Land in schönerem Lichte kindlicher Wunschträume erstrahlen läßt.

Kennt ihr die verwunschene Wärme in den Ställen, den dicken dünstenden Brodem, wenn draußen die Flocken wirbeln oder Nebel die vergitterten spinnverwebten Fenster verhängt? Da sitzt wohl in leerer Krippe solch ein verzauberter Stadtwicht und lauscht auf die Baßgurgeln der Kühe oder auf den kullernden sanften Klaps des halbverdauten Maulvolls wiederzukäuender Rübenschnitzel, das wie mit Saugheber durch den wampeten Schlauch heraufbefördert wird. Und läßt sich vielleicht dann am Kälbergatter zärtlich kleine gerauhte Zungen über die Hand fahren, bevor er den Färsen, denen Name und Alter auf schwarzem Brett überm Trog aufgekreidet sind, seinen flüchtigen Besuch macht.

Denn schöner noch ist für einen Jungen der Aufenthalt drüben im Roßstall. Da stehen sie, vier schwere schwarze Oldenburger, zwischen den Schlagbäumen. Ihr Haar ist dick und stumpf; sie tragen, nur an Bauch und Oberbeinen geschoren, den Winterpelz. Im Sommer glänzen ihre Schenkel wie poliert. Die Luft ist angenehm gebeizt von Ammoniak und soll gut gegen Husten sein. Dem Knirps wollen zwar ein bißchen die Augen tränen, aber das gibt sich. Hier auf der Futterkiste kann man fein die Beine baumeln lassen, aber erst wird sie, sonst bevorzugter Hochsitz des Großknechtes nach dem Futterschütten, mal auf ihren Inhalt hin untersucht. Da gibt es zwei gefächerte Abteile: gequetschter Hafer ist in dem einen, Häckel im anderen. Der Hafer läßt sich sogar essen, und süß schmeckt er — die Spelzen spuckt man aus. Wie sauber doch die Körner durch die Hand rieseln, kleine mehlige Spuren hinterlassend. Und in die schüttere Häckselmasse versinkt der Arm, wenn man will, bis zum Ellenbogen, warm wie im Bett fühlt es sich an. Die Nella und der Wallach Ajax haben schäkernd die Köpfe zusammengesteckt — jetzt wendet die Stute den kräftigen Hals und spitzt mit klugen lüsternen Augen, in denen ein dunkles Goldbraun am Grunde schimmert, zu ihm herüber. Dem Jungen schwillt das kleine Städterherz, wer mag da widerstehen! Nella tut ja nichts, da riskiert man wohl eine Handvoll von dem Hafer da. Der Onkel Bauer wird's nicht merken. Und böse drum wäre er ja gewiß nicht. Vorsichtig lippelt das schöne starke Tier dem standhaften Fütterer die Winzigkeit von der flachen Hand. Mal keilt ein Huf auf den Stein. Das heißt dann so viel, wie: wir alle wollen was! „Nehmt's Euch aus der Raufe!" rät das Schülerlein. „Da hängt Kleeheu randvoll."

Auf der zugigen Tenne hinter der Scheune geht ein Gespann im Göpel. Da wird vielleicht Getreide gereinigt? Der Andres, der Jungknecht, wippt mit der Gerte und schwingt sich träge auf den Querbalken. Das ewige Gestake im Kreise hat er satt. Der städtische Blaßfink möchte sich gar zu gern neben den Derben hocken, obwohl der ihn gar nicht leiden mag. „Stadtfrack" schimpft er alles, was nicht ins Dorf gehört, und sonst ist er von einer gewaltigen, fast beleidigenden Maulfaulheit — nicht zu glauben. Richtig: er wehrt muffig ab, der Andres: „Nix da — Du! Die Bretter die sind morsch." Eigentlich wieder nett von ihm. Ja, die Bretter könnten rutschen, und darunter malmen in fetter schwarzer Schmiere holpernde Räder. „Hab' ich mir gleich gedacht", verbirgt der Knirps Verlegenheit, zieht die bepelzte Klappenmütze tiefer über die Ohren und taut sich in der kleinen Stube bei Kaffee und einem ungeheuren Musfladen wieder auf.

Die Dorfkameraden rutschen indessen auf selbstgemachten „Käsehitschen" den Kirchberg hinunter. Fein, da werden wir gleich mal ordentlich mitklingeln! Die Alix in ihrem gemauerten strohgepolsterten Loch neben der Haupttreppe kriegt einen scheinbar nicht beachteten Lockruf zugeworfen. Der wie in Stein gemeißelte Kopf ruht auf den Vorderpfoten, kaum, daß man die struppig vermummten Augen des Kettenhundes gewahrt. Aber die sind gut und wachsam und gehen dem Jungen nach, während die Rute wohlwollend-unsichtbar klopft, bis der freundliche Schmeichler hinter dem Torpfeiler verschwunden ist.

Und da es nun zu dunkeln anfängt, wird im Lichtschein der Bauernhäuser gerodelt; rötlich und warm fallen die Fenstervierecke auf die Schlittenbahn. Die Dorfbuben nehmen das Stadtkind ohne Vorbehalte in ihre Gemeinschaft auf. Die aus Kältedünsten, Stallgeruch und Holzrauch gemischte Luft atmet sich herrlich und ganz anders als die in der Stadt. Die lärmende Fröhlichkeit geht berauschend ins Blut...

Als man dann von Kantors Emil aufgefordert wird, mit auf den Kirchturm zu steigen und beim Sechsuhr-Läuten zu helfen, da spürt man den Augenblick in seiner ganzen gruseligen Größe. Aber sie tappen ja recht halsbrecherisch die schmalen Stiegen hinauf. Eine Stallaterne wirft ihren trüben zuckenden Schein über uraltes Gebälk. In den Schallritzen liegt Vogelkalk. Und in einem Mauerschlitz glühen plötzlich zwei entsetzlich grünliche Lichter auf, die einen um ein Haar rücklings die Stufen herabgeschreckt hätten, wenn man sich nicht noch rechtzeitig am Stiegengeländer festgeklammert hätte! Mit ärgerlichem Schnabelknappen streicht die Eule ab. Mensch! flüstert sich das bleiche Kerlchen zu — wenn die auf dich losgegangen wäre! Doch Emil poltert schon fünf Stufen höher, es hört sich an, als verbeiße er sich das Lachen und schüttele sich, daß der derbe Spaß gelang. Jetzt aber hat er das Läuteseil zwischen die Fäuste genommen, und ein erzener Schlag — so fürchterlich und gell betäubend! — droht den ganzen Turm auseinander zu sprengen. Oben knarrt wuchtend der Glockenstuhl, und der Klöppel dröhnt auf den in die Schallwellen hilflos Gebannten ein, bis ihn der Gedanke an Emils Verachtung sie dend aus seiner Erstarrung reißt. Er legt die Reststrecke hastig stolpernd zurück, erfaßt das ihm zugeworfene Tau wie im Traum, denn nun setzt brummend die Große Glocke ein, die Emil, sein ganzes halbwüchsiges Jungensgewicht dranhängend, langsam in Bewegung gebracht hat.

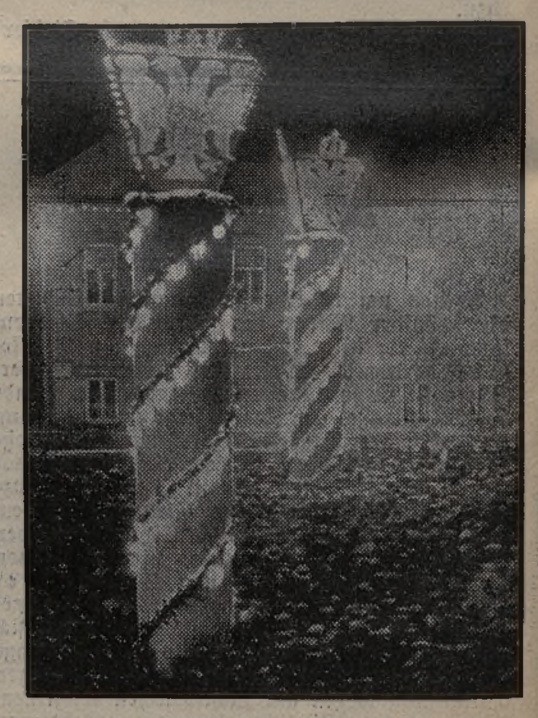
Und da ist aller Schrecken wie verweht. Man muß scharf aufpassen, daß einem der Seilschwanz trotz der kunstvoll geschlungenen Knoten nicht aus der Hand witscht, und man muß auch darauf bedacht sein, den Armschwüngen reichlichen Spielraum zu lassen, denn sonst könnte es geschehen, daß man mit in die Höhe gerissen würde... Der Emil macht jetzt ein Zeichen: Ausläuten lassen! Also nimmt man den Befehl glühend in Wichtigkeit auf und luchst dem erfahrenen Kameraden die Schliche ab, mit denen er die Glocke zum Schweigen bringt. Und es befriedigt, daß er nicht den Klöppel zu packen trachtet, sondern das Seil nur leicht abbremst. Zwar gibt das kein kunstgerechtes Ausschwingen, und ein paar hastige Töne schwimmen noch kurzatmig nach, aber nun die gewaltigen Zungen verstummt sind und ihr Hall sich zu den verschneiten Felderbreiten schlafen gelegt hat, ist die windoffene Glockenstube wie ein Bergfried, hineinragend in lastendes Schweigen und schwarze Verzauberung... Die Knaben tappen treppab. Emil schließt den Vorboden ab und verwahrt die eisenbeschlagene Turmtür mit doppeltem Schnapp. Den schweren Schlüssel steckt er wichtig in den Hosensack.

*

Lange liegt das Stadtkind noch wach in seinem hochgebauschten Bauernbett. Die Schwärze draußen läßt das Kirchenmassiv nur ahnen. Aber dann fallen doch die Schleier über die trunkenen Augen.

Wovon träumt der Junge? Sieht er wehende Felder im gilbenden Wind? Sieht er die schwarzgrüne blasige Eisesstarre des Kulks? Lauscht er dem Ruf der Ackerer in der Pflugfurche? Trägt ihn ein schunkelnder gefährlich glatter Pferderücken in die Schwemme? Eilt sein Blick den torkelnden Krähenschwärmen ins Dorfholz nach? Oder tafelt er am Herrengesindetisch Bratwurst mit Erbsmus und Kraut?

Von jedem dieser lockenden Dinge wird's wohl etwas Traumgenüßliches sein.



Königsbesuch in Agram

Das jugoslawische Königspaar hat zur Bekundung der Verbundenheit mit dem kroatischen Landesteil der Hauptstadt Agram einen Besuch abgestattet und ist hier von der Bevölkerung lebhaft gefeiert worden. Unser Bild zeigt die Huldigung der Menschenmenge am Abend vor dem alten Palast.

Die Stimme des Gewissens

Ein Roman von Liebe, Glück und Leid.

Von **Erich Friesen.**

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Durch uns, willst du sagen," vollendet er spöttisch. „Gut! Ich werde also in der rücksichtsvollsten Art und Weise Madame Arnholm alleruntertänigst bitten, die große Gnade zu haben, eine Jahresrente von fünftausend Kronen von mir annehmen zu wollen — oder vielmehr von dir —" verbessert er sich mit spöttischem Lachen. „Ach, Ingrid! Wann wirst du endlich lernen, mit überlegenem Gleichmut über die Vergangenheit hinwegzusehen!"

„Nie! Nie!" entringt es sich verzweifelt ihren Lippen. „Ich — ich versuche es immer wieder — manchmal denke ich, ich bin so weit — — dann wieder —"

Und sie verbirgt das Gesicht in den Händen.

„Die Zeit wird kommen — sie ist schon fast da —" erwidert er in festem Ton. „Bist du nicht glücklich, mein geliebtes Weib?"

Er schlingt die Arme um ihre bebende Gestalt und zieht sie an sich — fest — — fest — — —

Und unter seinen Küssen vergißt sie alles andere.

XXIX.

Armut.

In einer der billigsten Straßen von Kopenhagen — in der unteren Hafengegend — hat Madame Arnholm eine armselige möblierte Wohnung gemietet. Der Erlös ihrer Schmucksachen und einiger anderer Wertobjekte reichte gerade aus, um die ersten Monatsmieten zu bezahlen und sie und Gerda vor Hunger zu schützen.

Jetzt ist das Geld beinahe zu Ende. Und was dann? . . .

Wieder sind die beiden Damen in derselben Lage, wie damals in Aarhuus — nur, daß es sie diesmal noch schlimmer trifft, weil sie inzwischen Luxus und Bequemlichkeit gekostet haben.

Die Häuser hier ähneln einander wie ein Ei dem andern. Schmale, ziemlich steile Wendeltreppe, enger Flur, Zimmer nebst Wohnküche, an Möbeln nur das Notdürftigste — welch herzergreifender Unterschied zwischen dieser typischen Armeleutewohnung und der Waldburg!

Zuerst wollte Madame Arnholm wieder nach Aarhuus zurückkehren. Aber sie schämte sich.

Wie würden die Leute dort über sie lachen! „Ah, da ist sie ja wieder, die stolze Gnädige! Na, wie hat's geschmeckt, das Burgdamespielen?"

Nun haben sie hier Zuflucht gesucht in Kopenhagens Armenviertel, wo sie untertauchen können ohne Klatsch und Tratsch und beschämende Bemerkungen.

Zuerst beabsichtigte Gerda, eine Stellung als Verkäuferin anzunehmen, wie damals in Aarhuus. Aber bald kam sie wieder davon ab.

Nein — Krankenpflegerin will sie werden. Der leidenden Menschheit will sie dienen, soweit ihre schwachen Kräfte es zulassen. Und sie begab sich in einen unentgeltlichen Kursus für Krankenpflege. Während die Mutter für ein Wäschegeschäft Babylätzchen näht.

Zwischen Madame Arnholm und ihrer Tochter hat sich ein eigenartiges Verhältnis herausgebildet. Die kleine Gerda, so heiter und fröhlich sie immer war und so harmlos und nachgiebig sie erschien, hat einen starken Charakter und einen festen Willen. Und übertrieben strenge Ehrbegriffe. Sie kann es nicht verwinden, daß ihre Mutter, das Wesen, das sie auf der Welt am meisten liebt, einen Betrug zu begehen im Begriff stand und nur durch Zufall daran behindert wurde.

Sie liebt ihre Mutter noch sehr — ganz sicher; sie würde für sie hungern und darben, wenn es sein müßte. Aber auf dem reinen Schild ihrer Kindesliebe düstert ein Flecken, der nicht abzuwaschen ist.

Daß die Mutter aus Liebe zu ihr, der Tochter, so gehandelt hat, ändert nach Gerdas Ansicht nichts an dem Tatbestand.

„Lieber hungern als Unrecht tun!" Dabei bleibt sie in ihrem übergroßen Pflichtgefühl. Sie hat es in ihrem kurzen Dasein noch nicht gelernt, daß das Leben Zwiespälte in sich birgt, daß der Mensch jede Sache von Fall zu Fall beurteilen muß, und daß die höchste Tugend das Verstehen und das Verzeihen ist.

Gegen Abend ist's. Am kleinen Fenster des schmalen Zimmers sitzt Madame Arnholm und näht emsig an einem Babylätzchen — Stich um Stich — Stich um Stich — einen Stich, zwei Stiche, drei Stiche — zehn, zwanzig — hundert, tausend Stiche. Während es draußen dunkler und immer dunkler wird.

In einiger Entfernung von ihr, an einem groben, wurmstichigen Tisch, hockt Gerda — vor sich ein Buch über Krankenpflege, in dem sie zu studieren scheint. Doch schweifen ihre Augen unter halb gesenkten Lidern hervor immer wieder, über die Seiten des Lehrbuches hinweg, zur Mutter hinüber, die mit gebeugtem Rücken unentwegt stichelt — stichelt — — stichelt — — —

„Du nähst zuviel, Mutter! Du wirst dich krank machen."

Wehmütiges Lächeln umspielt Madame Arnholms feingeschnittene Lippen.

„Es ist das letzte, Kind. Dann ist das Dutzend voll. Morgen liefere ich ab und bringe Geld mit."

Ein leiser Seufzer hebt Gerdas Brust.

„Das muß bald anders werden, Mutter. Durch Fürsprache meines Professors ist mir eine Stelle als Helferin im Paulusstift angeboten worden. Ich kann dort weiterstudieren und bekomme schon ein kleines Gehalt — fünfundzwanzig Kronen monatlich. Davon kannst du schon die Wohnung bezahlen. Und auch, wenn ich weg bin, noch das Zimmer hier vermieten, wenn dir das Nähen zuviel wird."

Kleine Pause.

Madame Arnholm öffnet ein paarmal die Lippen, getraut sich aber nicht, Einwände zu machen. Endlich faßt sie Mut.

„Du willst also von mir fortgehen, Kind?"
„Ja, Mutter. Nächsten Monat."
„Ich hoffe, du wirst dich im Paulusstift zufrieden fühlen —"
„Ich werde anderen nützlich sein. Und Geld verdienen."
Madame Arnholm schluckt tapfer ein paar Tränen herunter.
„Und an mich denkst du dabei gar nicht, Kind? Ich werde ohne dich sehr einsam sein —"
Gerda klappt ihr Buch zu und steht auf. Sie hat sich sehr verändert. Das Gesicht ist schmaler, blasser geworden. Die sonst so lachenden, schalkhaften schwarzen Augen blicken auffallend ernst, fast streng.
„Gewiß habe ich daran gedacht. Aber es läßt sich doch einmal nicht ändern. Die Mütter sind wohl immer im Alter einsam — ob die Töchter heiraten oder nicht."
Gerdas Stimme klingt so ruhig, so kühl-sachlich — tiefes Weh beschleicht die arme Mutter.
„Ach, damals waren wir auch arm — und doch glücklich und zufrieden, mein Kind!"
„Damals! Ja, damals!!" Ein bitteres Lächeln irrt um Gerdas Lippen. „Damals war alles anders!"
„Du kannst nicht vergessen, Kind! Was ich tat, tat ich für dich!"
„Ich weiß es, Mutter."
Kleine Pause.
Dann schreit die arme Mutter aus tiefstem Herzensgrunde auf:
„Gerda! Du hast mich nicht mehr lieb!"
„Doch, Mutter. Ich habe dich noch lieb. Sehr lieb sogar. Aber hier —" Gerda deutet auf ihre Brust — „da ist irgend etwas tot. Vielleicht bin ich anders geartet als andere Mädchen. Ich gebe mir redlich Mühe, zu vergessen — aber ich bringe es nicht fertig. Du darfst mir deshalb nicht böse sein, Mutter —"
Da plötzlich — unten ein Hupensignal. Und das Halten eines Autos.
Madame Arnholm schüttelt verwundert den Kopf.
„Ein Auto vor unserer Tür? Wer verirrt sich in dies Haus?"
„Zu uns sicher nicht, Mutter."
Und Gerda setzt sich wieder an den Tisch und greift nach ihrem Lehrbuch.
Da zieht auch schon jemand draußen an der heiseren Glocke — elektrische Klingeln kennt diese Gegend noch nicht — Madame Arnholm eilt, um zu öffnen.
Wenn sie im stillen gehofft hat, es wäre vielleicht Cederström, so sieht sie sich getäuscht.
Henrik Scott ist's, der mit höflichem Gruß eintritt.
„Guten Abend, Madame Arnholm — guten Abend, Fräulein Gerda! Ich freue mich, Sie beide zu Hause zu treffen."
Und schon hat er seinen Hut an einen Nagel gehängt.
Während die Mutter ihm freundlich die Hand zum Gruß bietet, erwidert die Tochter nur durch ein kühles Kopfnicken.
„Guten Abend! Was macht Ingrid? Ist alles beim alten auf der Waldburg?"
„Danke. Meine Frau fühlt sich wohl, und die Waldburg ist noch immer so schön wie vor Monaten," entgegnet Henrik mit ironischem Lächeln. „Im übrigen — darf ich Sie um eine kurze Unterredung bitten, Fräulein Arnholm?"
Gerdas feine Brauen ziehen sich unmutig zusammen.
„Ich habe wenig Zeit, Herr Scott. Sie wissen vielleicht noch nicht, daß ich bereits in einer der nächsten Wochen als Helferin ins Paulusstift eintrete? Doch ein paar Minuten kann ich Ihnen gewähren. Ich komme gleich zurück."
Sie nimmt ihr Buch und verschwindet damit nebenan in der Wohnküche.
Die Mutter blickt ihr nach und unterdrückt einen Seufzer. Dann ladet sie Henrik ein, Platz zu nehmen.
„Also es geht unserer lieben Ingrid gut, Herr Scott? Das freut mich zu hören."
Er zuckt die Achseln.
„Ja, den Verhältnissen entsprechend geht es ihr gut. Aber sie grämt sich, weil Sie ihre wiederholten Bitten, eine Jahresrente anzunehmen, immer wieder abschlagen."
„Das liebe, gute Kind!"
Henrik rückt seinen Stuhl etwas näher an Madame Arnholms Stuhl heran. Forschend ruht der Blick seiner stahlharten Augen auf ihrem Gesicht.
„Sie scheinen meiner Frau noch immer freundlich gesinnt zu sein. Aus welchem Grunde nehmen Sie ihr gegenüber eine so ausgesprochen ablehnende Haltung ein?"
Madame Arnholm wird rot. Unruhig blickt sie nach der Tür.
„Ich — ich bin nicht schuld daran. Meine Tochter wünscht es so."
„Dacht' ich mir's doch! Wenn Fräulein Gerda ins Paulusstift eintreten sollte — ich hoffe ja immer noch, daß sie diesen Gedanken fallen läßt — aber gesetzt den Fall, sie tut es wirklich — alsdann wären Sie frei, zu tun, was Ihnen beliebt. Meine Frau hat mich beauftragt, Ihnen eine Jahresrente von fünftausend Kronen anzubieten — und zwar in der Weise, daß die Rente nach Ihrem späteren Tode auf Ihre Erben übergeht. Sie haben sich, als meine Frau seinerzeit in Not war, ihrer so gütig und hilfsbereit angenommen, Madame Arnholm, daß es nur recht und billig ist, wenn sie versucht, Ihnen Ihre Güte etwas zu vergelten."
Madame Arnholm krampft nervös die Hände ineinander und blickt schweigend vor sich hin.
„Nu—n?" fragt Henrik mit zusammengezogenen Brauen. „Warum antworten Sie nicht?"
„Ich — ich kann es — kann es trotzdem nicht annehmen —" stammelt Madame Arnholm in größter Verlegenheit.
„Warum nicht? Was hindert Sie daran?"
Aengstlich blickt sie zu ihm auf.
„Sie werden mich verachten, Herr Scott —"
„Ich glaube nicht. Ich bin mit dem Verachten nicht so rasch bei der Hand. Kenne zu sehr die Schwächen und Wirrsale der menschlichen Natur!" sagt er salbungsvoll. „Vertrauen Sie sich mir also ruhig an!"
Der Mann vor ihr sieht so ernst, so vertrauenerweckend aus — Madame Arnholm faßt Mut. Es täte ihr wohl, sich einmal auszusprechen, ihr Herz erleichtern zu können. Gerda ist jetzt immer so kalt, so abweisend. Und das Gewissen quält die arme Frau. Vielleicht, wenn sie sich einmal alles von der Leber heruntergeredet hätte — vielleicht — —
„Ich — ich habe ein großes Unrecht begangen —" beginnt sie halblaut, mit einem erneuten ängstlichen Blick nach der Tür hin, ob auch die Tochter nichts höre — „ich hatte nämlich schon vor einiger Zeit — ach, wie soll ich's nur erklären — ich hatte schon vor einiger Zeit Kenntnis von dem — von dem Testament — schon

bevor Ingrid es fand. Um meines Kindes willen konnte ich mich nicht gleich dazu entschließen, damit hervorzutreten — Sie begreifen. Später wollte ich natürlich — wenn Baron von Cederström und meine Tochter — Sie verstehen — — aber meine Tochter zürnt mir seitdem. Und ich meinte es doch nur gut mit ihr! Ach, ich arme, arme Frau!"

Wenn Henrik über dieses Geständnis überrascht ist, so weiß er es doch sehr geschickt zu verbergen. Keine Muskel in seinem kalten Gesicht bewegt sich, als er die Hand wie tröstend auf ihren Arm legt und sagt:

„Fräulein Gerda ist noch sehr jung. Sie wissen, Madame Arnholm: schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort! Und auch mit ihrem Urteil. Ich verstehe Sie vollkommen —"

Wie Sonnenschein zieht es über Madame Arnholms bekümmertes Gesicht.

„Sie verachten mich also nicht?"

„Wie könnte ich! Ihre Handlungsweise war nur menschlich. Vielleicht hätte ich in der gleichen Lage ebenso gehandelt. Wenn das also der einzige Grund ist —"

„Nein, nein. Nicht der einzige!"

„Was denn noch?" Henrik beginnt ungeduldig zu werden. Er verliert seine kostbare Zeit und kommt doch nicht zum Ziel.

„Ich möchte schon sprechen —" meint Madame Arnholm ängstlich — „aber ich weiß nicht, ob meine Tochter — doch da scheint sie gerade zu kommen," unterbricht sie sich aufatmend. „Vielleicht teilt sie Ihnen selbst diesen anderen Grund mit. Nur noch eins: ich für meine Person sehe die Sache von einem anderen Gesichtspunkt an, als meine Tochter. Ah, da ist sie schon!"

Mit stolz erhobenem Kopf tritt Gerda wieder ein. Langsam geht sie bis zur Mitte des Zimmers und bleibt dort, die Hand leicht auf dem runden Sofatisch gestützt, stehen.

Noch einen besorgten Blick wirft die Mutter auf die auffallend bleiche Tochter — dann läßt sie die beiden allein.

Auch Henriks Augen ruhen mit Erstaunen auf dem blassen Mädchenantlitz. Der tiefernste, fast herbe und reife Ausdruck der vor kurzem noch so harmlos kindlichen Züge frappiert ihn.

„Wollen Sie sich nicht setzen, mein Fräulein?" fragt er und rückt ihr einen Stuhl hin.

„Nein, danke. Ich stehe lieber!"

„Wie Sie wünschen. Auch ich ziehe das Stehen vor. Es vereinfacht die Sache. Sie sind gewiß einverstanden, wenn ich ohne Vorrede aufs Ziel lossteuere?"

„Gewiß."

„Meine Frau und ich wünschen lebhaft, Ihrer Frau Mutter und Ihnen eine Jahresrente —"

„Schon wieder dieses lästige Thema!" unterbricht sie ihn mit zusammengezogenen Brauen. „Ich hätte Ihnen mehr Zartgefühl zugetraut, Herr Scott. Eine Zurückweisung sollte genügen!"

„Nein, mein Fräulein. Ich halte es für meine Pflicht, eine übereilte Zurückweisung nicht anzuerkennen, bevor ich die Beweggründe weiß. Ich muß Sie schon bitten, mich noch einige Augenblicke anzuhören — wenn Sie auch noch so ungnädig aussehen. Ihre Stellungnahme uns — meiner Frau und mir — gegenüber schmerzt uns —"

Er macht eine kleine Pause.

„Fahren Sie fort!" sagt Gerda ruhig. „Der Gegenstand des Gesprächs ist mir zwar antipathisch — aber da er nun einmal angeregt ist, wollen wir ihn gleich und für immer beenden. Fahren Sie fort!"

Er verbeugt sich leicht.

„Ihrer Frau Mutter wäre mit einer Rente sicher gedient. Sie hat mir eine Andeutung gemacht, als ob Sie, mein Fräulein, nicht damit einverstanden wären. Oder irre ich mich?"

Gerda wird noch um einen Schatten bleicher.

„Nein, Sie irren sich nicht. Ich bin das Hindernis. Es tut mir leid, aber ich kann es nicht ändern. Ich vermag mich nicht zu der Anschauungsweise meiner Mutter in diesem Fall zu bekennen."

„Bitte, erklären Sie sich deutlicher!"

„Sogleich. Daneben gibt es auch noch einen anderen Grund, den ich Ihnen nicht nennen kann, weil er einzig und allein meine Mutter angeht."

Henrik trat einen Schritt näher.

„Dieser letzte Grund ist hinfällig. Ihre Frau Mutter hat ihn mir bereits selbst bekannt. Sie meinen doch die Tatsache, daß Madame Arnholm schon seit Monaten Kenntnis von der Existenz des Testaments hatte?"

Eine warme Röte steigt in Gerdas blasse Wangen. Ihre Züge beleben sich. Für den Moment ähnelt sie wieder mehr dem unbefangenen Kinde, das noch vor kurzem mit Nero im Park der Waldburg herumtollte.

„Das hat meine Mutter Ihnen bekannt?" ruft sie mit aufleuchtenden Augen. „Das ändert allerdings manches!"

„Sie sind also gewillt, die Rente anzunehmen?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Den anderen Grund haben Sie noch nicht gehört — den Grund, der speziell mich angeht und Ingrid —"

Er tritt etwas näher an sie heran.

„Und der wäre?"

Etwas wie Befangenheit malt sich in Gerdas kindlichen Zügen. Dann wirft sie den Kopf in den Nacken und sagt mit einem raschen Entschluß:

„Ich hatte einen Verdacht gegen Ingrid."

„Verdacht —? Gegen meine Frau?" heuchelt er Erstaunen. „Inwiefern Verdacht?"

Seine Stimme klingt eisig. Doch Gerda läßt sich nicht einschüchtern. Sie hat sich einmal vorgenommen, alles zu sagen, was ihr auf dem Herzen brennt. Und sie wird es sagen!

„Ich war zufällig im Nebenzimmer, als Ingrid das Testament aus der Kommode nahm, und hörte sie aufstöhnen und schluchzen: ‚Ich habe meine Seele dem Teufel verkauft!' Und —"

„Und —?"

„Als ich gleich darauf Kenntnis von dem Testament erhielt und wußte, daß Ingrid es in ihrer Kommode aufbewahrt hatte, da zuckte der Verdacht in mir auf, die Sache mit dem Testament stimme nicht ganz und Ingrid habe ihre Hand dabei mit im Spiel."

Auch jetzt noch bewegt sich in Henriks Zügen keine Muskel.

„Sie setzen mich in Erstaunen, mein Fräulein!" erwidert er gelassen in sanft belehrendem Ton, wie man zu einem Kinde spricht. „Ein solcher Verdacht ist Ihrer unwürdig —"

„Ich weiß es. Ich liebe Ingrid ja auch wie eine Schwester —"

„Und lassen trotzdem solch ungeheuerlichen Gedanken in sich aufkommen?"

„Ich wundere mich selbst — ich weiß nicht, wie ich dazu kam —“

„Muß ich betonen, daß dieser Verdacht völlig unbegründet, ja eine schwere Kränkung für meine Frau ist?“

Langsam hebt Gerda die Augen zu dem Mann empor, der mit zusammengezogenen Brauen und der Miene des tiefgekränkten Ehrenmannes vor ihr steht.

Einige Sekunden blicken beide Augenpaare einander scharf an — ernst forschend die schwarzen Mädchenaugen, finster befehlend die stahlgrauen des Mannes — —

Und seltsam: zum ersten Male in seinem Leben hat Henrik Scott mit seinem bezwingenden, hypnotisierenden Blick keinen Erfolg. Nicht senken sich eingeschüchtert die Lider über den forschenden Mädchenaugen. Im Gegenteil: immer fester wird ihr Blick.

Es ist, als ob die beiden Augenpaare einander durch und durch schauen und ihre Kräfte abmessen wollten — —

Dann hüstelt der Mann leicht auf und wendet den Blick zur Seite.

„Donnerwetter!“ denkt er unmutig bei sich — „was für eine Kraft der Blick dieser kleinen Hexe hat!“ Und zwingt sich direkt zu seiner gewohnten, überlegenen Miene. Und sagt mit dem Brustton des ehrlichen Bedauerns: „Wäre es denkbar, daß ein solch grundloser, entwürdigender Verdacht die Freundschaft zwischen zwei edlen Frauenherzen zerstören könnte?“

Gerda zuckt die Achseln.

„Nein. Das nicht. Ich bin auch schon von meinem Verdacht abgekommen. Nur —“

Er läßt sie gar nicht aussprechen.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Fräulein Arnholm. Ich bleibe noch ein paar Tage hier in Kopenhagen. Habe geschäftlich allerhand zu tun. Begleiten Sie mich dann nach der Waldburg! Ein Zusammensein mit meiner Frau wird das alte, innige Freundschaftsverhältnis zwischen Ihnen wieder herstellen —“

Gerda überlegt ein paar Sekunden.

„Ich möchte schon — aber ich habe noch so viel zu studieren bis zu meinem Eintritt ins Paulusstift —“

„So schieben Sie ihn etwas auf! Oder noch besser: geben Sie ihn ganz auf!“

„Das geht nicht. Aber für ein bis zwei Tage werde ich es vielleicht möglich machen können. Ach, Herr Scott, Sie ahnen ja nicht, wie sehr ich danach verlange, auch die letzte Erinnerung an diesen unseligen Verdacht loszuwerden —“

„Der also noch immer besteht?“

„Ich — ich weiß es nicht — —“

Er lacht — ein gezwungenes, unfrohes Lachen.

„Na, seien Sie erst mal wieder mit meiner Frau zusammen! Alles andere ergibt sich von selbst.“

Rasch verabschiedet er sich von Gerda und ihrer Mutter und besteigt sein unten harrendes, pompöses Auto, um das sich inzwischen eine Horde schmutziger Kinder versammelt hat, die mit hungrigen Augen die Pracht der silbergrauen Luxuslimousine anglotzt.

„Donnerwetter! Donnerwetter! So ein Mädel!“ knurrt er in sich hinein. „Jetzt heißt es, auf der Hut sein!“

XXX.

Josua Krull, der „Idiot“

Seit drei Tagen schon weilt Ingrid ohne ihren Gatten in der Waldburg. Er ist noch immer in Kopenhagen, um allerhand mit seinem Anwalt und auf dem Gericht zu ordnen.

Sie fühlt sich so allein — ach, so allein! Die Sehnsucht nach ihm quält sie. Und — das schlimmste — wenn er nicht bei ihr ist, erwachen wieder allerhand Gedanken und Aengste in ihr, die in seiner Nähe schlafen.

Drei Tage höchstens wollte er wegbleiben. Heute muß er also bestimmt wiederkommen — —

Ruhelos wandert sie durch Haus und Garten. Ihre Augen verfolgen ungeduldig die Zeiger der großen Standuhr in der Halle. Will denn die Zeit heute gar nicht vergehen?

Sie fühlt sich nervös und mißgestimmt. Und müßte doch nur glücklich sein in Erwartung des Gatten.

Sie schiebt das Mittagessen soweit als möglich hinaus. Vielleicht, daß er doch noch zur Zeit kommt? Aber als es drei Uhr schlägt, und er ist noch nicht da, läßt sie auftragen.

Das Mahl ist ausgesucht wie stets. Der Küchenchef ist ja ein Meister in seinem Fach. Trotzdem genießt Ingrid soviel wie nichts. Ihr ist, als ob ihr jeder Bissen im Halse stecken bleibe.

Nach Tisch streckt sie sich auf die Chaiselongue nieder. Versucht zu schlafen. Unmöglich. Beständig horcht sie hinaus, ob nicht ein Auto naht.

Sie blickt nach der Uhr.

„Schon vier? Jetzt muß er aber bald kommen! Ich werde ihm entgegengehen.“

Langsam schlendert sie durch den Park dem Walde zu. Sie kennt den Weg, den Henrik stets mit dem Auto nimmt. Es ist ein Seitenweg — nicht die Autostraße.

Der Weg liegt mitten in der Sonne. Kein Lüftchen regt sich. Drückende Schwüle, herzbeklemmende Einsamkeit ringsum.

Ingrid hat ihren Hut abgenommen und wandert barhäuptig daher. Wie gesponnenes Gold glänzt das blonde Gelock auf ihrem müde gesenkten Haupt.

Die Hitze ermattet sie mehr und mehr. Sie hält Umschau nach einem schattigen Platz zum Ausruhen.

Dort — ein Baumstumpf. Dort will sie Rast halten . . .

Sie hat nicht bemerkt, daß in einiger Entfernung von ihr eine verlotterte Gestalt herumschlich, die sich jetzt rasch nähert.

Erst als der Kerl vor ihr steht, wird sie ihn gewahr.

„Ergebener Diener! Ich bin der Josua Krull —“ grinst er mit einem Kratzfuß. „Das schöne Fräulein kennt mich doch?“

Ingrid erbleicht und springt hastig auf. Wie stets, erweckt der struppige Rotkopf, der halb blöde, halb freche Blick der vorstehenden Glotzaugen, das hämisch vertrauliche Grinsen des breiten Mundes Abscheu in ihr. Trotzdem — sie wagt nicht, ihm schroff entgegenzutreten. Sie ist allein mit ihm. Und — sie hat Angst. Denn es sind schlimme Gerüchte über ihn im Umlauf.

„Josua Krull? Ach ja!“ sagt sie mit erzwungener Ruhe, während ihr Herz in rasenden Schlägen pocht. „Der Enkel der alten Gina — ich weiß. Sie sind also wieder da?“

„Ja, ich bin wieder da,“ grinst der Bursche und nähert sich ihr mehr. „Darf ich das schöne Fräulein Ingrid ein Stückchen begleiten?“

Sie antwortet nicht und will rasch an ihm vorbei.

Er vertritt ihr den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

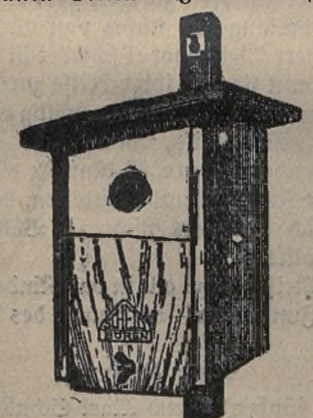
Aus der Praxis • Für die Praxis

Vogelschutz im Winter

Von Dr. Karl Mansfeld

Land- und Forstwirtschaft, Obst- und Gartenbau führen einen heißen Kampf gegen eine große Zahl von Schädlingen, die immer von neuem Wald und Ernten in Gefahr bringen. Mit allen möglichen kostspieligen chemischen Streu- und Spritzmitteln, ja sogar mit giftigen Gasen geht man den tierischen Feinden unserer Kulturpflanzen zuleibe. Man hat sich meistens schon daran gewöhnt, die hohen Kosten der Schädlingsbekämpfung als etwas Unvermeidliches hinzunehmen. Und doch könnte hier so manches gespart werden durch die praktische Nutzanwendung der alten Weisheit: „Vorbeugen ist leichter als heilen!" Ist erst einmal die Plage in großem Umfange da, dann verschlingt es viel Aufwand an Geld und Arbeitskräften, ihrer wieder Herr zu werden. Viel einfacher und billiger dagegen ist es, das gefährliche Ueberhandnehmen der Insektenwelt schon im Keime zu ersticken. Die Natur selbst stellt uns dazu die Wächter: die insektenfressenden Vögel. Aber gerade den nützlichsten unter ihnen, den Höhlenbrütern, fehlt es heutzutage überall an Nistgelegenheit. Wo finden sie noch einen alten hohlen Baum für ihre Bruten? Jeder anbrüchige, kernfaule Baum wird entfernt, damit aber den Spechten, den von Natur bestimmten Baumeistern der Höhlenbrüter, ihre einzige Arbeitsstätte genommen.

Dieser Mangel an natürlichen Höhlen ist der Hauptgrund dafür, daß unsere Meisen, Spechtmeisen und Baumläufer, unsere Rotschwänzchen und Fliegenschnäpper fast überall so selten sind. Gerade sie lassen sich aber so einfach wieder ansiedeln. Jahrzehntelang haben sich dafür die künstlichen Spechthöhlen, die aus einem Stammstück gebohrten sogenannten Berlepschen Nisthöhlen bewährt. Wem nun heute die Mittel für ihre Anschaffung fehlen, der muß sich viereckige Nistkästen aus Brettern selbst anfertigen. Auch solche Bretterkästen sind nach unseren jetzt sieben Jahre durchgeführten Versuchen durchaus brauchbar, wenn sie recht sorgfältig, vor allen Dingen möglichst regensicher, hergestellt werden. Deshalb wenigstens 1½ Zentimeter starke Bretter verwenden und das Dach mit teerfreier Dachpappe benageln, die auf allen Seiten 4 Zentimeter schräg nach

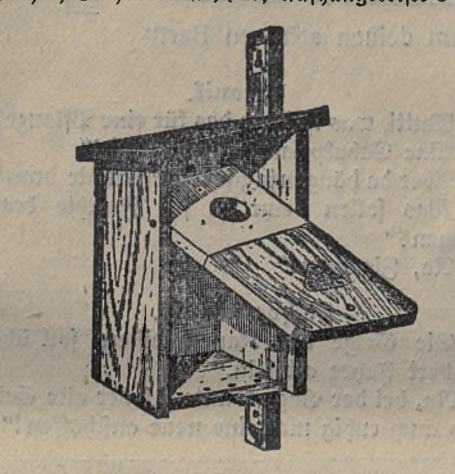


Nistkasten mit vorderem Flugloch (geschlossen).

unten übersteht. Zum Schutz gegen das Regenwasser soll ferner das Bodenbrett nicht unter, sondern zwischen die Seitenwände gesetzt werden.

Die Innenabmessungen des Meisenkastens sind: Breite und Tiefe je 13 Zentimeter, Höhe 25 Zentimeter, Durchmesser des Fluglochs 3,2 Zentimeter, Abstand des Fluglochs vom Dach 4 Zentimeter. Neben den Meisen beziehen diesen Kasten Kleiber, Baumläufer, Trauerfliegenschnäpper, Gartenrotschwanz, Wendehals und kleiner Buntspecht, leider aber auch der Sperling. Spatzensicher wird der Kasten, wenn man das Flugloch nur 27 Millimeter weit macht. Damit können aber auch alle anderen Vögel nicht hinein, außer den kleineren Meisenarten. Schon die Kohlmeise ist für dieses Flugloch zu groß. Also von den spatzensicheren Kästen nur einzelne aufhängen, die anderen aber von Mai bis Juli alle drei Wochen auf Spatzenbrut untersuchen. Zur Befestigung am Baum wird eine 2 Zentimeter dicke Leiste 5 × 40 Zentimeter aus Eichenholz hinten in der Mitte an dem Nistkasten angebracht, am besten an zwei Stellen festgeschraubt.

Der Starkasten hat folgende Innenmaße: Breite und Tiefe je 16 Zentimeter, Höhe 30, Fluglochweite 5, Abstand des Fluglochs vom Dach 4, Dachbrett 23 × 27, Aufhängeleiste 5 × 50



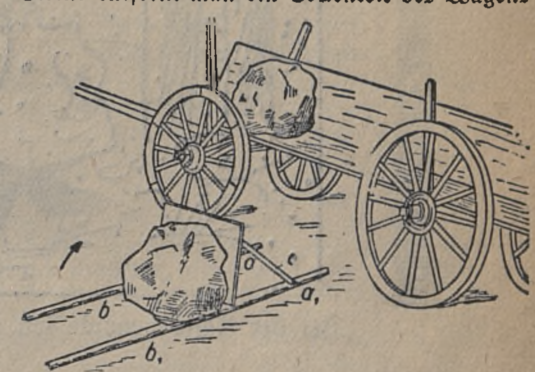
Nistkasten mit Flugloch an der rechten Seite (geöffnet).

Zentimeter. Die richtige Zeit für das Aufhängen der Nistkästen ist der Winter.

Die Fütterung der bei uns bleibenden Vögel im Winter ist unerläßlich, wenn Vogelschutzmaßnahmen wirklichen Erfolg haben sollen. Es gelingt dadurch, umherziehende Meisenschwärme im Garten oder Wald festzuhalten. Gleichzeitig bietet sich dann eine bequeme Gelegenheit, unsere Wintervögel aus nächster Nähe, selbst vor dem Fenster in ihrem interessanten und abwechslungsreichen Treiben zu belauschen. Die Hauptforderung an eine wirklich sachgemäße Winterfütterung ist die von Dr. h. c. Frhr. von Berlepsch stets mit größtem Nachdruck geforderte Wettersicherheit. Von oben und von allen Seiten muß das Futter gegen Schnee geschützt sein. Diese Bedingung ist ohne große Schwierigkeiten zu erfüllen. Einzelne der einfachsten Futtereinrichtungen können selbst von Kindern gebaut werden, denen die Betreuung der gefiederten Gäste immer große Freude macht.

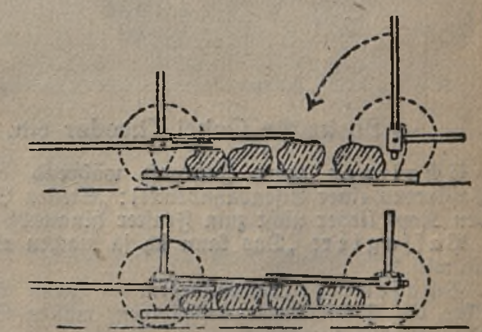
Aufladen und Abschleppen von Steinen

Die Wintermonate bieten die beste Gelegenheit, um die ausgepflügten Steine von den einzelnen Schlägen abzufahren. Soweit es sich um kleinere Stein handelt, bereitet das Aufladen keine Schwierigkeiten. Anders ist es schon bei Steinen, die ein Mann allein nicht heben kann. In Stück 45 der „Mitteilungen der D. L. G." von 1930 wird zu diesem Zweck eine Hebelade empfohlen. Diese besteht, wie die Abbildung 1 zeigt, aus zwei einarmigen Hebeln. Man wählt hierzu ein möglichst zähes Holz, am besten Esche. Der untere Teil der Hebel a und a1 muß etwas länger sein, als die Entfernung der Oberseite des Wagenunterbodens vom Boden beträgt. Der obere Teil der Hebelarme (b und b1) ist ungefähr doppelt so lang wie der untere (a und a1). Die Arme sind durch ein festes, 4—5 cm starkes Brett verbunden, das nach unten durch Holz oder Flacheisen versteift ist (c). Der Abstand der Hebel voneinander beträgt 60 cm; das quadratische Brett hat dementsprechende Ausmaße. Beim Aufladen der Steine entfernt man ein Seitenteil des Wagens



und legt die Lade so, daß die Enden der Hebel senkrecht unter die Kante des Unterbrettes zu liegen kommen. Der Stein wird zwischen die Hebelarme auf das Brett gerollt. Dann wird die Lade angehoben. Sobald sie die senkrechte Stellung überschritten hat, rollt oder rutscht der Stein auf den Wagen. Auf diese Weise laden zwei Arbeiter bequem Steine von einer Größe auf, zu denen bei dem üblichen Aufladen vier Männer benötigt werden. Bei Anwendung von zwei Laden kann man mit ihnen auch nicht zu starkes Langholz aufladen.

Noch leichter ist das Aufladen der Steine nach einem Verfahren, wie es in Stück 17/1932 der „D. L. G.-Mitteilungen" beschrieben wird. Man benötigt dabei einen Rungenwagen, eine starke und lange Schrotleiter und einige Ketten. Unter dem Vorderwagen wird die Schrotleiter so hoch aufgehängt, daß man damit gerade über alle Unebenheiten des Ackers und der Wege hinwegkommt (Abbildung 2). Hinten ruht die Schrotleiter auf dem Boden; der Hinterwagen ist entfernt. Nun kann man die Steine durch einfaches Daraufwälzen aufladen. Ist dies geschehen, so fährt man den Hinterwagen über das Ende der Schrotleiter, stellt den Langbaum senkrecht, führt eine Kette um die Schrotleiter und von hinten über die Auflage für das Bodenbrett um den Langbaum und die Arme herum und zieht sie straff. Wird nun der Langbaum heruntergedrückt, so hebt sich die Schrotleiter vom Boden ab, so daß sie in geringer Höhe unter dem Wagen schwebt. Nach Befestigung der Verlängerung des Langbaumes im Vorderwagen und Verbindung derselben mit dem Langbaum durch Ketten oder Draht ist der Wagen fahrbereit. Es empfiehlt sich, auf die Verbindungseisen der Schrotleiter eine Bohle zu legen, damit man auch kleinere Steine



befördern kann, die sonst zwischen den Bäumen hindurchfallen würden.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß man auch einen Wagenschutz zum Aufladen von Steinen benutzen kann. Der Wagenschutz wird auf die Erde gelegt und der Stein heraufgewälzt. Nun heben zwei oder drei Männer den Schutz hoch und lassen den Stein auf den Wagen rutschen. Auch dieses Verfahren hat sich in der Praxis gut bewährt.

Wendorff, staatl. gepr. Landwirt.



Lies und Lach'!





„Bei der Kälte beneide ich dich um deinen schönen Bart"

Galant.

„Diese Schmerzen, Herr Doktor, erinnern noch nicht etwa an das herannahende Alter?"

„Ganz im Gegenteil, mein Fräulein, ich denke eher an eine verspätete Kinderkrankheit!"

*

Die Veränderung

„Ihr Mann brachte doch früher niemals Wild mit nach Hause, und jetzt so oft?"

„Ja — früher ging er nur auf die Jagd, jetzt fährt er Auto."

*

Botanik.

„Mutti, was ist denn das für eine Pflanze?"

„Eine Tabakpflanze, mein Kind!"

„Aber da hängen ja gar keine Früchte dran?"

„Was sollen denn da für Früchte dranhängen?"

„Na, Zigarren!"

*

Sachverständig.

„Die Geige des Kapellmeisters soll über hundert Jahre alt sein."

„Na, bei der Gage könnte sich der alte Geizhals auch ruhig mal eine neue anschaffen!"



So kaufte Onkel Theodor ein, und nun . . . beginnt der Umtausch

Schaffner (zum Fahrgast während des Passierens einer Eisenbahnbrücke): „Stecken Sie den Kopf lieber nicht zum Fenster hinaus!"

Passagier: „Das kann ich ja machen wie ich will."

Schaffner: „Meinetwegen. — Wenn Sie aber die Brückenbogen beschädigen, müssen Sie den Schaden bezahlen."

*

Tante Ida hat ihre Neffen und Nichten zum Tee geladen.

Und sie reden so gebildet daher.

Von Kalorien und Vitaminen. Von innerer Sekretion und Hormonen . . .

„Hormonen?" horcht Tantchen auf. „Sind das nicht die in Amerika mit der Vielweiberei?"

*

„Ach, wie ulkig, Männe, da lese ich gerade in der Zeitung, daß die Textilindustrie einen Versuch mit der Einführung knopfloser Hemden machen will. Kannst du dir darunter etwas vorstellen?"

„Aber natürlich, Liebling, das sind doch genau dieselben Hemden, wie ich sie habe . . ."

*

Der kleine Peter wird in der Schule viel gehänselt, weil er so krumme Beine hat, und schließlich sagt Fritzchen:

„Du, Pitt, durch deine Beine kann ja 'n Ferkel huppen."

Worauf Peter meint: „Na, dann hupp man!"

*

Der Dickkopf

Der Lehrer versucht den Kindern klarzumachen, daß man den Bedürftigen von seinem Ueberfluß abgeben müsse.

Er will seine guten Lehren durch ein Beispiel erläutern.

„Also, Fritz, stell' dir vor, du hast eine große Tüte Bonbons geschenkt bekommen. Was machst du damit?"

„Die eß ick uff."

„Aber, Fritz, nun denke mal, daß neben dir ein armer Junge steht, der keinen einzigen Bonbon hat, und deine Tüte ist so groß, daß du sie gar nicht allein schaffen kannst."

„Doch, die schaff ick."

„Fritz, du hast nun alle Bonbons, bis auf drei Stück, aufgegessen. Dein Magen tut dir schon weh. Was machst du dann mit den drei übrigen Bonbons?"

„Denn quäl' ick mir die dreie ooch noch rin."

*

Kindermund.

Besuch: „Wo haben Sie denn Ihren schönen Regulator, Frau Müller?"

Hausfrau: „Der Uhrmacher hat ihn diesen Morgen zur Reparatur abgeholt!"

Der kleine Hans: „Nicht wahr, Mama, erst wollte er den Winterüberzieher vom Papa mitnehmen?!"

*

Der Herr Rektor.

In unserer winzig kleinen Kleinstadt ist es bekannt, daß unser Herr Rektor Meisenhobel kein Haushaltungsvorstand im Sinn von Mose I ist. Die Frau Meisenhobel, geb. von Klütade, ist im Regieren forsch und ihre fünf Sprößlinge, lauter Jungen, haben das Temperament ihrer Mama geerbt. Frau Meisenhobel verreist, von 3,13 bis 10,20 abends. Es gilt einer Kindtaufe im Nachbardorf, und sie ermahnt ihren Rektor, ja dafür zu sorgen, daß alle Kinder zur Zeit zu Bett gebracht werden. „Weiter verlange ich nichts von dir", befiehlt sie und Herr Meisenhobel schwört in die Hand. 10,20 kommt sie von ihrer Reise zurück und sie trifft einen schweißgebadeten, völlig erschöpften Gatten. „Wie war's, Waldemar!"

„Grauenhaft, Teure, ich kämpfte wie Marius gegen die Kimbern und Teutonen, da der eine Junge sich durchaus nicht zu Bett bringen lassen wollte."

Frau Meisenhobel eilt in das Kinderzimmer, der eine Junge war—der Junge des Nachbars.

*

Letzte Rettung.

„Was, fünfzigtausend Mark Schulden haben Sie, und dann wollen Sie meine Tochter heiraten?"

„Ja, wissen Sie vielleicht einen anderen Ausweg?"

*

Ein junges Mädchen wollte die Treue ihres Verlobten prüfen und bewog deshalb eine Freundin, mit ihm spazieren zu gehen. „Unterwegs sag' ihm, er solle dich küssen," bat sie.

Die Freundin willigte ein, doch als sie sich nach dem Spaziergang trafen und die Braut fragte: „Hat Jack dich geküßt, als du es verlangtest?" erhielt sie die verblüffende Antwort: „Lange, ehe ich ihn dazu auffordern konnte, tat er es von selbst."

Umschau im Lande

Kattowitz

Mit Morphium vergiftet

Der arbeitslose Kellner Alfred Grzembski wurde auf der Bankstraße in Kattowitz schwer krank aufgefunden. Nach der Überführung in das Elisabethstift wurde festgestellt, daß Grzembski, um seinem Leben ein Ende zu machen, den Inhalt von zwölf Ampullen Morphium zu sich genommen hatte. Sein Gesundheitszustand ist jedoch nicht hoffnungslos. Der Grund zu diesem Verzweiflungsschritt ist das vergebliche Suchen nach Arbeit.

Rybnik

Das Geldsäckchen im Holzstoß

Der 65jährige Invalide Silvester Kaczmarczyk aus der Rybniker Gegend suchte sich für seine ersparten 600 Złoty ein merkwürdiges Versteck aus. Er steckte das Geld in ein Leinwandsäckchen und verbarg es dann in einem Holzstoß, der auf dem Hofe stand. Dabei mußte ihn jemand beobachtet haben, denn nach einiger Zeit, als der Alte nach dem Gelde sehen wollte, war es verschwunden. Er verdächtigte Familienmitglieder des Diebstahls, doch hatten die polizeilichen Untersuchungen bisher noch kein Ergebnis, weder über die Täter noch über den Verbleib des Geldes.

Schoppinitz

Die einigen Rivalen

In die Wohnung der Marie G. in Schoppinitz auf der Warszawska kamen ihre beiden Verehrer, Jan Kotulski und Wilhelm D. aus Schoppinitz. Beide bemühten sich seit einiger Zeit um die Gunst der Frau, doch wollte diese anscheinend von ihnen nichts wissen. Es kam zu einem Streit, in dessen Verlauf die G. von den beiden Eindringlingen durch Messerstiche verletzt wurde. Sie mußte ins Spital gebracht werden. Auch ihr Vater sowie zwei andere Anwesende wurden nicht verschont und ebenfalls mit Messern bearbeitet. Der Vorfall wurde der Polizei gemeldet

Marklowitz

Vierjähriges Kind in einen Brunnen gestürzt

Ein tragischer Unglücksfall ereignete sich in dem Dorfe Marklowitz bei Teschen. Als sich das vierjährige Söhnchen des Landwirts Mizciel ohne Aufsicht im Garten aufhielt, kam es dem nicht zugedeckten Brunnen zu nahe und stürzte in diesen hinein. Ehe dem Kinde noch Hilfe zuteil werden konnte, ertrank es in dem Brunnen, der etwa 60 Meter tief ist.

Ober-Lazisk

Kutscher überfällt drei arme Jungen

Ein unerhörter Vorfall ereignete sich auf der Chaussee nach Ober-Lazisk. Drei arme Jungen die als hl. drei Könige ihres Weges zogen, wurden von einem Fuhrmann angehalten, der ihnen anbot, sie auf seinem Wagen ein Stück mitzunehmen. Hocherfreut darüber kletterten die Jungen auf das Fuhrwerk. Als das Gespann ein gutes Stück hinter Lazisk war, warf sich plötzlich der Fuhrmann auf die überraschten Jungen, raubte ihnen ihre Kasse mit 2 Złoty Inhalt und schlug sie außerdem noch mit der Peitsche. Die „drei Weisen" entgingen weiteren Mißhandlungen nur dadurch, daß sie vom Wagen sprangen und um Hilfe riefen. Darauf ließ der rabiate Fuhrmann von ihnen ab und suchte mit seinen Pferden das Weite.

Kochlowitz

Von Banditen angefallen

Der Sohn des Kochlowitzer Restaurateurs Zielinski befand sich mit seiner Schwester auf dem Heimweg von Bismarckhütte nach Kochlowitz. In der Nähe der Schrebergärten wurden die Geschwister von maskierten und bewaffneten Banditen überfallen, die sie zu berauben versuchten. Die Überfallenen ließen sich jedoch nicht einschüchtern und riefen um Hilfe. Als die Banditen einsahen, daß die Situation für sie gefährlich werden konnte, ließen sie von ihren Opfern ab und suchten ohne etwas mitzunehmen das Weite.

Panki

Sacharin im Seidenstrumpf

Den Grenzbeamten an der polnisch-deutschen Grenze bei Panki fiel eine elegant gekleidete Dame auf, die oft die Grenze überschritt, um sich nach Czenstochau zu begeben. Nie hatte sie Gepäck bei sich, so daß schließlich den Beamten die Sache verdächtig wurde. Die Dame wurde in diesen Tagen plötzlich gründlich durchsucht. Unter den seidenen Strümpfen, die sie ausziehen mußte, fand man kleine Schächtelchen mit Sacharin. Die Frau wurde verhaftet und ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Näheres über sie kann infolge der schwebenden Untersuchung nicht bekannt gegeben werden.

Lazisk

Unter Tage erschlagen

Auf Alexandergrube bei Lazisk wurde ein Bergmann das Opfer seines Berufes. Kohlenmassen, die durch einen Schuß gelöst worden waren, begruben den Häuer Andreas Jaszczyk, der schwere Verletzungen erlitt. Er starb bald darauf.

Biala

Zwei Mädchen beim Rodeln verunglückt

In Kozy bei Biala verunglückten beim Rodeln zwei Mädchen. Sie stürzten so unglücklich, daß sich die 11 jährige Janina Duzniak, die Tochter eines Hauptmanns, der in Kozy auf Besuch weilte, den linken Arm brach, und das zweite Kind, die Tochter des Stationsvorstehers in Kozy, eine Gehirnerschütterung erlitt. Die Duzniak wurde von der Rettungsbereitschaft ins Bialaer Krankenhaus eingeliefert. — In Kenty bei Biala zog sich beim Rodeln der 15jährige Konstantin Hande einen Bruch des rechten Unterschenkels zu. Er wurde ebenfalls nach dem Bialaer Spital gebracht.

Siemianowitz

Fünfjähriges Kind verbrüht

Ein bedauerlicher Unglücksfall ereignete sich in einem Hause der Ogrodowa in Siemianowitz. In einem unbewachten Augenblick stürzte das fünfjährige Töchterchen der Familie Schulima in einen mit heißem Schweinefutter gefüllten Topf, wobei es derart schwere Verbrühungen erlitt, daß es nach zwei Tagen starb.

Ruda

Zwei Opfer der Arbeit

Auf Wolfgang-Wawel-Grube in Ruda ereignete sich ein tödliches Unglück. Kohlenmassen stürzten herab und begruben den 49jährigen Bergmann Edmund Skrzypiec. Er erlitt einen Bruch der Schädeldecke und starb kurz nach dem Unfall.

Ein zweiter Unfall ereignete sich auf „Jacekschacht" in Königshütte. Bei der Arbeit verletzte sich der Häuer Franz Szymanski mit einem verrosteten Draht an den Händen und Füßen. Die Wunden hatten eine Blutvergiftung zur Folge, an der Szymanski starb. Er hinterläßt Frau und zwei Kinder.

Nikolai

Brauereiauto stürzt in den Straßengraben

Ein Lastauto der Tichauer Brauerei stieß beim Überholen mit einem Lastauto der Godullahütte zusammen. Dabei geriet das Brauereiauto ins Schleudern und stürzte in den Straßengraben. Der den Chauffeur begleitende Arbeiter Franz Plonka kam dabei so unglücklich unter den Wagen zu liegen, daß er schwere Verletzungen erlitt. Obwohl er sofort in ein Nikolaier Krankenhaus überführt wurde, verstarb der Unglückliche bald an den Folgen der erlittenen Verletzungen. Die Untersuchung zwecks Feststellung der Schuldfrage wurde eingeleitet.

Tarnowitz

Raubüberfall

Auf der Chaussee zwischen Tarnowitz und Alt-Tarnowitz wurde ein gewisser Jan Hajda von einem Banditen überfallen, der ihm eine silberne Taschenuhr mit goldener Kette raubte. Sogar die Schuhe mußte der Überfallene hergeben. Die Polizei ist dem Banditen auf der Spur.

Blinder Passagier tödlich verunglückt

Gegen 3 Uhr wurde auf dem Eisenbahnkörper bei Tarnowitz eine Mannesleiche gefunden. Wie die eingeleiteten Untersuchungen ergaben, handelt es sich bei dem Toten um den Stanislaus Mynarek aus der Wojewodschaft Posen, der vor kurzer Zeit aus der Besserungsanstalt entlassen wurde und nun versuchte, auf dem Dache eines Eisenbahnwaggons nach Hause zu fahren. Dabei schlug er mit dem Kopfe gegen eine Brücke und erlitt auf der Stelle den Tod.

Belk

Auto saust im Nebel gegen ein Motorrad

Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich auf der Chaussee zwischen Rybnik und Kattowitz, in der Nähe der Gemeinde Belk. Infolge des dichten Nebels fuhr der Personenwagen des Kreisarztes Dr. Sikora aus Ratibor, durch den Besitzer selbst gesteuert, auf das durch den 26jährigen Alois Warzecha gelenkte Motorrad auf. Warzecha und sein Vater, der auf dem Soziussitz saß, wurden von der Maschine geschleudert. Der Motorradfahrer trug einen Beinbruch sowie schwere Kopfverletzungen und der Soziusfahrer einen Schlüsselbeinbruch sowie ebenfalls Verletzungen am Kopf davon. Die Verletzten wurden in das Lukasspital in Belk überführt, wo ihnen Dr. Sikora die erste Hilfe erteilte. Der Wagen und das Motorrad wurden schwer beschädigt. Die Schuld an dem Zusammenstoß trägt, wie durch die Polizei festgestellt wurde, der Motorradfahrer, der auf der linken Seite der Chaussee fuhr und überdies gar keine Fahrgenehmigung besaß.

Bendzin

Selbstmord

In Bendzin verbreitete sich die Nachricht von einem furchtbaren Selbstmord. Ein junges Mädchen hatte sich vor einen Zug geworfen und erlitt auf der Stelle den Tod. Nachdem der Zug über das Mädchen hinweggefahren war, boten die zerrissenen Glieder einen grausigen Anblick. An der Unglücksstelle erschien sofort die Polizei, die feststellte, daß es sich bei der Überfahrenen um die 18jährige Ottilie Blaszczykiewicz handelte. Wie festgestellt wurde, litt das Mädchen bereits seit einigen Wochen unter einer schweren Krankheit, die so stark auf sie einwirkte, daß sie beschloß, ihrem Leben ein Ende zu machen. Diesen Entschluß führte sie am Altjahrstag aus. Schon am frühen Morgen wurde die B. in der Nähe der Eisenbahnschienen gesehen. Auf die Frage eines Bekannten, was sie da mache. antwortete sie, daß sie bereits mit ihrem Leben abgeschlossen habe und Selbstmord begehen werde.

Orzesze

Von Banditen in einem Geschäft niedergeschossen

In Orzesze wurde ein unerhörter Raubüberfall verübt. Gegen 8 Uhr abends kamen in das Geschäft der Witwe Grys drei maskierte und bewaffnete Banditen, die die gesamte Tageseinnahme rauben wollten. In dem Laden befand sich auch der 21 Jahre alte Stanislaus Grys, ein Verwandter der Eigentümerin. Plötzlich krachte unerwartet ein Schuß, der von einem der Banditen abgefeuert wurde und den jungen Mann in die Brust traf. Grys war auf der Stelle tot. Die Banditen flohen darauf, ohne irgend etwas geraubt zu haben. Die Polizei, die sofort die Verfolgung der Täter aufnahm, konnte bis jetzt die Banditen nicht fassen.

Poppelau

Banditen als Kriminalbeamte

Ein freches Banditenstückchen leisteten sich zwei bisher noch nicht festgestellte Täter, die mit Pistolen bewaffnet in die Wohnung der Witwe Antonie Gulz in Poppelau eindrangen. Sie gaben sich als Kriminalbeamte aus und durchsuchten die Wohnung. Dem 26jährigen Sohn der Hausbesitzerin fiel die Maskierung bei den vermeintlichen Kriminalbeamten auf, und als er einen Fünfzigzlotyschein vor den Eindringlingen retten wollte, forderten ihn die beiden Banditen mit vorgehaltener Pistole auf, mit zur Wache zu kommen. Gulz konnte jedoch in einem unbemerkten Augenblick aus dem Haus entkommen. Darauf ergriffen die Banditen die Flucht, ohne etwas mitgenommen zu haben.

Was in der Welt geschah

Hitlers Kriegskamerad

Am Freitag mittag traf mit dem Hapagdampfer „Hamburg" Hitlers Kriegskamerad Westenkirchner, der in Amerika arbeitslos war, und dem der Führer die Ueberfahrt nach Deutschland ermöglicht hatte, in Bremerhaven ein. Er wurde von seinem Freunde und Frontkameraden Huber, der mit dem Führer zusammen über 4½ Jahre im Felde gestanden hatte, empfangen. Der Kreisleiter der Abteilung „Seefahrt" der NSDAP. überreichte Westenkirchner im Auftrag der Auslandsabteilung unter Ueberbringung von Grüßen einen Blumenstrauß. Westenkirchner fuhr mit seiner Frau nach Berlin weiter, wo er vom Führer empfangen wird. In einer Unterredung gab Westenkirchner seiner großen Freude darüber Ausdruck, daß es ihm durch die Hilfe seines ehemaligen Frontkameraden, des Reichskanzlers Adolf Hitler, möglich geworden sei, mit seiner Familie nach Deutschland zurückzukehren. Was Adolf Hitler seinerzeit im Felde gewesen sei, der gute Kamerad, das sei der Kanzler auch noch heute geblieben. 1915 seien Hitler und er mit dem gleichen Regiment ins Feld gezogen, und als Meldegänger hätten sie Freud und Leid miteinander geteilt. Hitler und Westenkirchner wurden beide am 5. Oktober 1918 durch Gas vergiftet. Oft habe er, so erklärte Westenkirchner, Hitler im Feuer beobachtet.

Hitler kannte keine Furcht.

Er war immer der erste, wenn es galt, als Meldegänger schwierige Aufträge zu erledigen. Wenn alles mutlos war, war er es, der uns aufrichtete. Hitler hat immer treu an seiner Idee gehangen und war von ihr restlos überzeugt. Westenkirchner hat vor längerer Zeit bereits an den Kanzler einen Brief gerichtet, der jedoch anscheinend nicht angekommen war. Ein zweites Schreiben, das an die Schwester des Kanzlers in Obersalzberg gerichtet war, brachte dann dem Frontkameraden des Führers die erwähnte Hilfe. Der Kanzler schickte ihm eine Fahrkarte für sich und seine Familie und übernahm es gleichzeitig, für das Fortkommen seines ehemaligen Kriegskameraden in der deutschen Heimat zu sorgen.

Ein seltener Gast in der Ostsee

An einem der Markttage in Königsberg wurde von einem Mädchen ein Fisch entdeckt, der in seiner Gestalt von den bisher im allgemeinen hier zum Verkauf angebotenen Handelsfischen recht beträchtlich abwich. Das Tier, das dem Zoologischen Institut der Universität zugeschickt wurde, konnte als der zu den Haifischen gehörige Dornhai identifiziert werden. Dieser seltene Fund ist um so kostbarer, als es der erste Dornhai überhaupt ist, der an der ostpreußischen Küste gefangen worden ist.

Der Dornhai ist sehr wohl an den europäischen Küsten vom Nordkap bis ins Mittelmeer hinein verbreitet. Ja er findet sich selbst in der gemäßigten Zone der südlichen Halbkugel bis Süd-Australien. Aber in der Ostsee ist er ein sehr seltener Gast. In der westlichen Ostsee ist der Dornhai bis an die mecklenburgische Küste hin vereinzelt gefangen worden. 1879 wurde unweit Kiel ein 72 Zentimeter langes Weibchen gefangen, 1881 fingen Eckernförder Fischer bei der Insel Langeland ein 73 Zentimeter langes Männchen. Im August 1882 wurde wohl der letzte Dornhai an der Ostküste Rügens gefangen. Somit ist der von ostpreußischen Fischern jetzt gefangene Dornhai nicht nur das letzte, sondern auch das östlichste Individuum, das je in der Ostsee erlegt worden ist.

Das Tier hat eine Länge von etwa 35 Zentimeter, ist also ein noch junges Tier; denn der Dornhai wird in erwachsenem Zustand bis zu einem Meter lang. Da er sich von Fischen nährt, folgt er in beträchtlichen Scharen den Hornfischen und Heringen nach, ja frißt sogar Fische von der Angel, zum größten Aerger der Fischer. In den Gewässern der Nordsee, namentlich während der Hochflut, bildet er förmliche Heerzüge. Bis zu 20 000 konnten auf einmal in einem Grundnetz dort gefangen werden.

Seinen Namen hat dieser Hai von den Stacheln, die vor den beiden Rückenflossen hervorragen und von dem Hai sehr wohl als Waffe angewandt werden können, indem er sich zusammenschnellt wie ein Boden und sich so sicher zu richten weiß, daß er auf jeden Fall seinen Feind trifft. Diese Dornen werden zu Zahnstochern verarbeitet. Von besonderem Interesse ist es, daß der Dornhai genau wie seine Verwandten, Junge zur Welt bringt, und zwar etwa 4—6.

Gasexplosion in Heilbronn

Am 2. Weihnachtsfeiertag erfolgte in einem Gebäude in Heilbronn eine heftige Gasexplosion, wodurch die Stirnseite des Gebäudes in ihrer ganzen Ausdehnung hinausgedrückt und auf die Straße geschleudert wurde. In der Nachbarschaft gingen zahlreiche Fenster in Trümmer. Der Wohnungsinhaber erlitt erhebliche Brandwunden im Gesicht und an den Händen. Das Gas war aus einem undichten Gasrohr in das Wohnzimmer und das danebenliegende Badezimmer ausgeströmt und kam durch die Oeffnung der Ofentür zur Entzündung. Die Stichflamme, die sich dadurch bildete, griff durch das Fenster des Badezimmers über die Straße hinüber und setzte die Fenster und Einrichtungsgegenstände des gegenüberliegenden acht Meter entfernten Gebäudes in Brand. Dieser konnte von der Feuerwehr gelöscht werden.

Japanischer Thronfolger geboren

Die Kaiserin von Japan ist von einem Sohn entbunden worden. In ganz Japan gab die Nachricht Anlaß zu großen Freudenkundgebungen. Die bisherigen Kinder des Kaiserpaares sind Mädchen, die nach japanischem Gesetz nicht erbfolgeberechtigt sind.

Ihre beiden Kinder für 16 Mark verkauft

Vor der Polizei des französischen Städtchens Tinchebray standen dieser Tage ein Scherenschleifer und seine Frau, die auf der Landstraße aufgegriffen worden waren, wo sie ihr Gewerbe im Umherziehen ausgeübt hatten. Da sie keinen Gewerbeschein besaßen, und auch sonst verdächtig schienen, unterzog man sie einem Verhör. Mit dem Ehepaar hatte man auch einen kleinen Jungen in die Wachtstube gebracht, der sie begleitete, und dadurch wurde zufällig ein ganz anderes verurteilungswertes Vergehen entdeckt.

Der Polizei fiel es auf, daß der kleine Francois gar keine Aehnlichkeit mit seinen angeblichen Eltern hatte. Man stellte ein Verhör mit ihm an, in dessen Verlauf der zehnjährige Knabe sagte: „Ich bin ja gar nicht ihr Sohn, ich bin François Hairy aus Ambrière, und meine böse

Alles in Ordnung

Herr Schneider stutzt. Dieses Frauengesicht dort am Nebentisch, das kennt er ja doch. Aber woher kennt er es? Wo soll er es einrangieren?

Auch die Dame ist jetzt auf ihn aufmerksam geworden. Sie nickt ihm fragend und offensichtlich in ihrer Erinnerung grabend zu.

Plötzlich hat Herr Schneider die Lösung. Diese Frau da drüben ist die ehemalige Freundin seines Freundes Karl. Er geht an den Nebentisch, nennt seinen Namen, reicht der Bekannten aus vergangenen Tagen die Hand.

„Fräulein Stefanie!" stellt sich die Dame vor.

Herr Schneider fährt über seine Stirn: „Richtig — Stefanie! Allein wäre ich kaum auf Ihren Namen gekommen, Fräulein Stefanie! Aber es ist ja auch allzulange her, daß wir uns nicht gesehen haben. Zehn Jahre... oder gar schon fünfzehn?"

„Die Wahrheit wird in der Mitte liegen," lächelt Fräulein Stefanie.

„Ich war jetzt lange nicht in Stuttgart!" erzählt Herr Schneider. „Das letzte Mal war ich wohl vor zwei Jahren hier. Aber auch nur für wenige Tage. Sie wissen ja wohl, daß ich in Berlin wohne?"

„Ich erinnere mich. Sie siedelten damals zusammen mit Karl über."

Karl: Das ominöse Wort ist gefallen. Es ist klar, daß über Karl noch wird gesprochen werden müssen. Aber Herr Schneider hält es doch für geschickt, an diesem Thema vorerst vorüberzuschleichen und von Fräulein Stefanie einiges über ihr Schicksal zu hören. Übrigens: sie sieht nicht gut aus. Sie ist katastrophal gealtert. Ein verblühtes Mädchen.

„Wie es mir geht?" fragt Fräulein Stefanie. Sie lächelt müde. „Man lebt dahin, wird älter."

„Damals wohnten Sie bei Ihren Eltern... und Ihren Eltern ging es gut."

„Mein Vater ist vor fünf Jahren gestorben. Das Geschäft mußten wir aufgeben. Ich lebe mit meiner Mutter zusammen. Es ist nicht leicht für uns zwei Frauen, durchs Leben zu kommen."

Eine Pause entsteht.

„Er hat damals nicht gut an Ihnen gehandelt!" sagt dann Herr Schneider.

„Nein!" bestätigt Fräulein Stefanie nach einigem Zögern. „Es war unrecht, was er tat. Sieben Jahre sind wir miteinander gegangen. Meine schönste Jugend habe ich ihm gegeben. Es war der Knacks in meinem Leben, als der Abschiedsbrief kam."

Alte Wunden sind aufgerissen. Wieder entsteht eine Pause.

„Ist er denn glücklich geworden mit der anderen?" fragt Fräulein Stefanie dann forschend.

Herr Schneider zögert: „Nein!" sagt er dann. „Er ist nicht glücklich mit der anderen geworden."

„Und wie geht es ihm sonst?"

„Es geht ihm nicht gut. Sein Vermögen ist verloren gegangen. Er hat eine kleine Vertretung, die nicht viel einbringt. Er lebt ein sehr bescheidenes Leben. Er ist auch gesundheitlich gar nicht recht auf der Höhe. Er hat ein Nierenleiden, das ihm viel zu schaffen macht."

Fräulein Stefanie blickt ins Leere.

„Es ist vielleicht unrichtig, daß ich Ihnen das alles erzähle!" sagt Herr Schneider. „Er ist Ihr alter Jugendfreund. Ich hätte ihn nicht desillusionieren sollen."

„Lassen Sie!" wirft Fräulein Stefanie ein. „Ich habe ihm gewiß nichts Böses gewünscht. Aber ich sage Ihnen offen, wenn ich hätte hören müssen, daß er geradeaus ins Glück gefahren ist: ich hätte an aller Gerechtigkeit gezweifelt. Er hat gar zu grausam mit mir gespielt... Da sind wir nun also sozusagen Leidensgefährten. Ich kann ihm nicht mehr ganz so böse sein."

Als sich Fräulein Stefanie von Herrn Schneider verabschiedet, trägt sie ihm einen schönen Gruß auf an Karl. In dem Klang ihrer Stimme liegt etwas Versöhnliches.

Einige Tage später fährt Herr Schneider nach Berlin zurück.

Dem Karl geht es großartig. Er ist kerngesund, liebt seine Frau, hat zwei prächtige Kinder, lebt in nicht üppigen, aber soliden und guten Verhältnissen. Aber Herr Schneider glaubt, ein gutes Werk getan zu haben, daß er Fräulein Stefanie die Unwahrheit sagte.

Am Tage ihres ersten Zusammentreffens berichtet Herr Schneider seinem Freund Karl von seiner Begegnung mit Fräulein Stefanie.

„Die Käte Stefanie hast du getroffen!" fragt Karl. „Es war ein gutes Mädel. Ich denke manchmal noch an sie. Und ich mache mir dann Gewissensbisse. Ich habe schuftig an ihr gehandelt. Da hilft nichts darüber hinweg. Wie geht es ihr?"

„Ach", sagt Herr Schneider, „der Käte Stefanie geht es famos. Sie heißt übrigens nicht mehr Stefanie. Sie ist verheiratet, hat vier gesunde Kinder. Ihr Mann hat eine auskömmliche Stellung."

„Hat sie dir gesagt, ob sie noch manchmal an mich denkt?"

„Das könnte dir eitlen Fratz wohl so passen. Sie wußte erst gar nicht mehr recht, wen ich meinte, als ich den Namen Karl nannte. Dann schien sie sich zu erinnern. Du bist längst erledigt für sie, und sie dankt dem Schicksal, daß damals alles so kam."

Karl ist ein wenig in seiner Männerehre beleidigt. Aber die Worte des Freundes beruhigen ihn doch sehr.

„So!" sagt er. „Na, dann ist ja alles in Ordnung!"

„Jawohl," bestätigt Herr Schneider. „Es ist alles in Ordnung!"

Mama hat mich und meine kleine Schwester verkauft. Aber ich bin ganz zufrieden, denn meine Mutter hat mich immer geschlagen, aber Herr Richard schlägt mich nicht."

Man ging der Angelegenheit nach und stellte Nachforschungen in Ambrière an, dabei fand man alle Angaben des Knaben bestätigt. Frau Hairy waren ihre beiden Kinder zur Last gewesen, sie hatte sie tatsächlich für insgesamt 16 Mark verkauft. Das Geld hatte die entmenschte Mutter vertrunken. Als die Polizei sie verhörte, gab sie zu, die beiden Kinder verkauft zu haben. Wo ihre kleine neunjährige Tochter geblieben war, wußte sie angeblich nicht, und sie war keineswegs gewillt, den Knaben zurückzunehmen, da sie befürchtete, daß sie dann die Kaufsumme von acht Mark zurückzahlen müsse. Die unmenschliche Mutter wurde verhaftet. Die Behörden werden das Kind wahrscheinlich dem Scherenschleifer weiter belassen, da erwiesen ist, daß er es gut behandelt hat.

*

Puppenfabrik in die Luft geflogen

Durch eine schwere Explosion wurde die zweigeschossige Puppenfabrik Ernst Liebermann in Neustadt bei Koburg und das angrenzende dreistöckige Wohngebäude völlig zerstört. Von der Feuerwehr und dem Freiwilligen Arbeitsdienst wurden nach mehrstündiger angestrengter Arbeit sieben schwerverletzte Personen aus den Trümmern geborgen.

*

Sowjetrußland verkauft Bibelkodex an England

Die Treuhänder des Britischen Museums haben einen kostbaren Bibelkodex aus dem 4. Jahrhundert, der sich ehemals in der zaristischen Privatsammlung befand, von der Sowjetregierung für den Preis von 100 000 Pfund Sterling angekauft. Der Betrag wird zur Hälfte von der Regierung, zur anderen Hälfte durch öffentliche Spenden aufgebracht.

*

Engländer am Marterpfahl getötet?

Der 24jährige Theodor Powys verwaltete die Farm der Lady Eleanor Cole im Laikipa-Distrikt in Kenya. Die Farm, in der zahlreiche Eingeborene beschäftigt sind, grenzt an große andere englische Besitzungen. Bis vor zwei Jahren war es mit den Angehörigen des primitiven Stammes der Samburn zu keinerlei Zwischenfällen gekommen. So ist es zu verstehen daß Mr. Powys, keine Waffen bei sich führte, als, er damals in die Umgegend ritt, um neue Weideflächen für seine Viehherden zu suchen. Von diesem Ritt kehrte er nicht wieder zurück. Alle Nachforschungen blieben zunächst vergeblich. Dann fand man das Pferd herrenlos herumirrend, mit einer tiefen, klaffenden Wunde in der Flanke. In der Nähe stieß man dann auch auf blutige Reste menschlicher Glieder.

Man nahm an, daß der unbewaffnete Reiter von einem Löwen angefallen und getötet wurde. Aber diese Vermutung wird jetzt von den Farmern als irrig zurückgewiesen, nachdem sich in der letzten Zeit eine große Anzahl rätselhafter Morde ereignet haben. Englische Polizei untersuchte die Mordserie und konnte zur allgemeinen Überraschung in der Nähe der Eingeborenen-Siedlung einen menschlichen Schädel auffinden, der als der Kopf des toten Powys identifiziert wurde.

Unter den Eingeborenen ist es ein offenes Geheimnis, daß Powys von jungen Samburu-Kriegern überfallen und ins Lager geschleppt wurde, wo man ihn buchstäblich zu Tode marterte. Es soll angeblich aus Anlaß einer religiösen Zeremonie geschehen sein, während der die jungen Krieger ihre Mannhaftigkeit erweisen und ihre Waffen in Blut baden mußten. Die bisherigen Ermittlungen haben dieses Gerücht bestätigt. Zwei Eingeborene wurden bereits unter dringendem Tatverdacht verhaftet. Auch die übrigen Mordtaten kommen — so vermuten die weißen Ansiedler — auf das Konto der Samburu. Den Schädel des ermordeten jungen Engländers scheinen die Krieger als eine Art Trophäe in ihrem Dorf aufbewahrt zu haben. Als ihnen jetzt die Polizei nachspürte, warfen sie den Schädel fort.

Die Farmer befinden sich begreiflicherweise in großer Erregung. Sie verlangen strengste Untersuchung und exemplarische Strafe für die Täter. Der Vater Theodor Powys', ein angesehener englischer Schriftsteller, äußerte sich Journalisten gegenüber, daß er an einen so grauenhaften Mord nicht glauben wolle, sondern hoffe, sein unglücklicher Sohn wäre wirklich durch einen Löwen umgekommen.

*

Hochzeit im Löwenkäfig

Die amerikanische Manie, sich durch möglichst originelle Hochzeitsfeiern in der Öffentlichkeit bemerkbar zu machen, treibt in den Vereinigten Staaten jetzt sonderbare Blüten. Die seltsamste dieser Hochzeiten ging dieser Tage in Boston vor sich. Der Dompteur Standrassi und die Artistin Wiberg hatten sich als Ort ihrer Trauung einen — Löwenkäfig ausgesucht. Während des ganzen feierlichen Aktes standen die beiden ruhig inmitten der gähnenden und zähnefletschenden Bestien. Die Zeugen und der Beamte, der die Trauung vornahm, zogen es angesichts dieser Situation vor, lieber außerhalb des Käfigs zu bleiben.

Den Zuschauern lief bei dieser Zeremonie ein gelinder Schauer über den Rücken, denn es sah mehr als einmal danach aus, als ob eines der Tiere den Trauungsakt auf unliebsame Weise stören würde. Herr und Frau Standrassi verließen aber schließlich unversehrt und mit heiterem Lächeln den Löwenkäfig.

*

Spritschmuggel mit Flugzeug

Die finnischen und schwedischen Spritschmuggler sind neuerdings dazu übergegangen, auch das Flugzeug in den Dienst des Schmuggels zu stellen. Die finnischen Zollbehörden haben, Pressemeldungen zufolge, festgestellt, daß die geheimnisvollen Flugzeuge, die man in Nordschweden festgestellt hat, tatsächlich Schmuggelflugzeuge sind. Von großen Lagern, die an der norwegischen Küste angelegt worden sind, gehen die Flugzeuge zur schwedischen Ostküste und zur finnischen Westküste, wo Stationen zur Weiterleitung eingerichtet worden sind. Die Spritpolizei in Wasa (Nordfinnland) nimmt an, daß der größte Teil der illegalen Alkoholeinfuhr der letzten Zeit auf dem Luftwege befördert worden ist.

*

Der Blinde als Landmann

Man findet oft, daß Menschen, denen das Schicksal das Augenlicht genommen oder vorenthalten hat, außerordentliche Leistungen vollbringen, die viele nicht ausführen können, obwohl sie im Vollbesitz der Sehkraft sind. Freilich handelt es sich hierbei fast immer um Arbeiten, bei denen sich das fehlende Sehvermögen durch vermehrte Einfühlsamkeit ersetzen läßt. Berufe, bei denen es in der Hauptsache auf Augenarbeit ankommt, müssen Blinden naturnotwendig verschlossen bleiben. Um so überraschender wirkt es, wenn man erfährt, daß in dem nordamerikanischen Städtchen Rochester im Staate Minnesota ein Blinder einen Farmbetrieb hat, und zwar nicht nur, um sich etwas Beschäftigung zu machen, sondern rein als Beruf, von dessen Erträgnissen er seine Familie ernährt. William Easton, so heißt der Blinde, hat sich daran gewöhnt, sämtliche Gartenarbeiten ohne fremde Hilfe auszuführen. Er besorgt die Aussaat und das Pflanzen, er gräbt das Erdreich auch selber um. Für das Umgraben hat ihm seine Frau lediglich Stöcke setzen müssen, die mit einer Schnur verbunden sind, damit der Blinde genau weiß, bis wie weit der umzugrabende Boden geht. Easton, der sein Leben fast ganz auf seinem Grund und Boden verbringt, kann mit Stolz von sich behaupten, daß seine Arbeit sich lohnt und daß er Besseres schafft als andere Farmer mit gesunden Augen. Amerikanische Blätter, die sich dieses einzigartigen Falles angenommen haben, wissen zu berichten, daß Easton in diesem Jahr eine wahre Rekordernte an Mohrrüben, Bohnen, Erbsen, Kürbis und vielen anderen Gemüsearten zu verzeichnen gehabt hat.

*

Eine Autostraße in Kleinasien

Um die mesopotamischen Erdölgebiete mit dem zu immer größerer Bedeutung gelangenden mittelländischen Hafen Haifa zu verbinden, plant die englische Regierung den Bau einer Kraftwagenstraße, da diese sich erheblich billiger stellen würde als die ursprünglich in Aussicht genommene Eisenbahnlinie. Als Baumaterial sollen Abfallprodukte der Erdölgewinnung im Irak dienen, mit denen die neue Straße asphaltiert werden würde. Die Kosten werden auf rund zehn Millionen Mark geschätzt, die von den beteiligten Regierungen von Transjordanien, Irak und Palästina anteilsmäßig aufzubringen wären. Die Strecke Haifa über Fallujah nach Bagdad soll in nur 12 Stunden zurückgelegt werden.

*



Hochwassergefahr am Rhein

Gewaltige Eisverschiebungen auf dem Rhein bei Oberwesel

Bestellschein

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der illustrierten Wochenschrift

„Oberschlesischer Landbote"

Geschäftsstelle Katowice, 3-go Maja 12

zur laufenden Lieferung ab ....

Der Abonnementspreis beträgt durch Boten 80 Groschen pro Monat
Bei Postüberweisung 90 Groschen pro Monat

Den Bezugspreis für Monat .... in Höhe von .... zł wollen Sie durch Quittung bei mir einziehen lassen — habe ich durch die Post überwiesen.

Ort.................................. den .... 193...

Straße und Hausnummer ....

Vor- und Zuname ....

Stand ....

Kleine Anzeigen